Hattingen, den 5. Dezember 1907. 14. Jahrgang. — Nr. 49.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Hattingen. Für die Redaktion verantwortlich: E. Zänker in Hattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" bei der Nürnb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 8 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingngen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

Der Kaiser beabsichtigt in etwa 8 Tagen Schloß Highcliffe zu verlassen und über Holland, wo er der Königin Wilhelmine und dem Prinzgemahl den versprochenen Besuch abstattet, nach Deutschland zurückzukehren.

Das politische Leben hat gleich zu Beginn der neuen Sessionen im deutschen Reichstag wir im preußischen Abgeordnetenhause kräftig eingesetzt. Im Reichstag bot die Etatsberatung den Anlaß, auf alle jene bekannten Ereignisse zurückzugreifen, welche die öffentliche Meinung in so hohem Maße erregt hatten. Sowohl Fürst von Bülow als auch Kriegsminister v. Einem nahmen zu den betreffenden Fragen energisch und unzweideutig Stellung. Das Abgeordnetenhaus wird von der Polenfrage beherrscht, die durch die neue Regierungsvorlage wieder in ihrer Gesamtheit zur Diskussion gestellt wurde.

Die Zurückweisung der Angriffe polnischer Abgeordneter im österreichischen Reichsrat auf Preußen und Deutschland, die aus Anlaß der preußischen Polenvorlage in so unqualifizierbarer Weise erhoben worden waren, hätte dreist etwas schärfer ausfallen können, als sie tatsächlich gelautet hat. Der Ministerpräsident bezeichnete zwar die Einmischung in die inneren Angelegenheiten eines anderen Staates, ganz besonders eines befreundeten und verbündeten als unstatthaft, weil sie Störungen und Trübungen herbeiführen und den Frieden gefährden könnten, ließ dabei aber doch durchblicken, daß er die Erregung der polnischen Mitglieder des Reichsrats begreiflich finde. Er sagte nämlich u. a.: An dem Grundsatze der Nichteinmischung müssen wir unter allen Umständen festhalten, wenn vielleicht auch das Gefühl einzelner manchmal nach einer anderen Richtung drängt. Ein Wort des Bedauerns über das unerhörte Verhalten der polnischen Reichsratsmitglieder kam nicht über die Lippen des Ministerpräsidenten; dieser begnügte sich vielmehr damit, gegen die unzulässige Art und Weise, in der die innerpreußische Angelegenheit der Polenvorlage besprochen worden war, nachdrücklich Verwahrung einzulegen. Die greulichen Demonstrationen der galizischen Polen gegen den deutschen Kaiser berührte der Minister überhaupt mit keiner Silbe.

Die „Flucht" des französischen lenkbaren Militärluftschiffes „Patrie" — der Ballon riß sich in Verdun los — ist in aller Munde. Nicht nur in Frankreich, wo man sie als ein nationales Unglück empfindet, sondern auch in Deutschland wie in anderen Ländern. Der Wind, das Himmelskind, hat den Ballon entführt, den 200 Soldaten nicht mehr halten konnten. Das Vorkommnis steht bisher vereinzelt da, während Beschädigungen von Luftschiffen durch Stürme schon öfter dagewesen sind. Wir erinnern nur an das allerdings noch glimpflich verlaufene Erlebnis des Zeppelinschen Luftschiffes vor zwei Jahren und an die Vernichtung des englischen Lenkbaren „Nulli Sekundus". Ist es nicht Schicksalstücke, daß es gerade dem französischen und dem englischen Luftschiff so gehen mußte, wogegen wir unseren Vorsprung in der Luftschiffahrt behaupten können? Gegen elementare Ereignisse sind aber auch unsere Lenkbaren nicht gefeit. Immerhin sind, wie ihre Konstrukteure und andere deutsche Fachleute versichern, alle Vorkehrungen getroffen, um menschlicher Voraussicht nach eine Katastrophe zu verhüten. Mit Interesse wird der Weg verfolgt, den der „Patrie" genommen hat. Da infolge der bisher als Vorteil angesehenen, sich jetzt aber als verhängnisvoll erwiesenen Konstruktion die Gasentweichung nur gering war, konnte der Ballon sich lange in den Lüften halten. Schade, daß er unbesetzt war oder wohl keine selbsttätigen Aufzeichnungsapparate bei sich hatte, diese zum wenigsten nicht eingestellt gewesen sein dürften. So gehen beim Auffinden des Luftschiffes interessante Aufschlüsse verloren.

Die Angelegenheiten Portugals beschäftigen neuerdings vielfach die Oeffentlichkeit. Wenn den besonders aus Paris in die Welt dringenden Nachrichten unbedingter Glaube zu schenken wäre, so befände sich das lusitanische Königreich unmittelbar am Vorabend einer Revolution und ein Wechsel der Dynastie oder gar der Regierungsform stünde dort in nächster Aussicht. Paris ist indessen von jeher der Zufluchtsort der Mißvergnügten aus den romanischen Ländern gewesen, und die aus diesen Kreisen stammenden Nachrichten entsprechen gewöhnlich mehr Wünschen und Hoffnungen als den Tatsachen. In Wirklichkeit dürfte es mit einem gewaltsamen Aufstand in Portugal gute Wege haben, denn das Heer steht treu zum König.

Wie schnitt das 7. Armeekorps beim letzten Kaisermanöver ab?

Diese Frage, so schreibt der Münst. Anz., ist beim Rücktritt des kommandierenden Generals Frhrn. v. Bissing von vielen Zeitungen wieder aufgeworfen, und für unser Korps in höchst ungünstigem Sinne beantwortet worden. Der Kaiser habe — so hieß es — infolge der Niederlage des 7. Armeekorps Herrn von Bissing aufgefordert, seinen Abschied zu nehmen. Das ist nach unseren Informationen durchaus unrichtig. Seine Manöverdispositionen haben vielmehr, ebenso wie die Leistungen des Korps und besonders die Ausbildung im Vorposten- und Sicherheitsdienst, das höchste Lob des Kaisers gefunden. — Die Mißerfolge sind nicht in den mangelhaften Dispositionen von Bissings, noch in der überlegenen Führung von Stünzeners zu suchen. Jeder weiß, daß es sich beim letzten Kaisermanöver um Hineinziehen des Desenberges in das Gefecht handelte, um der schweren Artillerie ein für die Verwendung geeignetes Terrain zu bieten. Folglich mußte sich das Manöver auf diesen zu bewegen und damit war das Zurückgehen des 7. Korps bedingt. Die ursprünglichen Dispositionen des Generals von Bissing konnten an keinem Manövertage zur Durchführung gelangen. Durch neu eingelegte Situationen hat er sie in letzter Stunde ändern müssen. Hätten sie aber durchgeführt werden können, so würden sie mit Sicherheit dem 10. Armeekorps sehr verhängnisvoll geworden sein. So mußte die von ihm für den dritten Tag bereits angeordnete Umgehung der 49. Division mit der gesamten Kavallerie in die Flanke des Gegners deswegen unterbleiben, weil ihre Durchführung durch die von der Oberleitung zur Schonung der Truppen auf eine spätere Stunde verlegte Abmarschzeit unmöglich gemacht war. Sie würde aber im Ernstfalle eine völlige Vernichtung des 10. Korps zur Folge gehabt haben.

Solche ununterbrochenen Mißerfolge sind allerdings danach angetan, bei den Truppen wie bei der Bevölkerung der Heimatsprovinz Mißmut hervorzurufen. Sie werden aber nur zu leicht von Uneingeweihten zum Ausgangspunkt von Kombinationen gemacht, die ebenso wenig berechtigt wie zutreffend sind.

Ueber die Persönlichkeit des Generals von Bissing, der neulich durch die besondere Art hat von sich reden machen, in der er den ihm unterstelletn Truppenteilen die vom obersten Kriegsherrn anbefohlene Demission kundgab, wird geschrieben: Der kommandierende General des westfälischen Armeekorps, der jetzt von seinem Posten zurücktritt, stand von jeher in dem Rufe eines außerordentlich schneidigen Vorgesetzten. „Herr v. Bissing," heißt es in dem Buche des Barons St...r, „Hof und Gesellschaft in deutschen Residenzen", Berlin 1890, Seite 126, von ihm, „ist ein Kommandeur, der wegen seiner Schneidigkeit einen hervorragenden Ruf genießt." Er war beim Kaiser sehr beliebt und galt als intimer Freund desselben. Viel genannt wurde er schon als Oberstleutnant und Kommandeur des Regiments der Garde du Korps wegen seines Konfliktes mit dem Schwager des Kaisers, dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen. Anlaß dazu bot, nach dem obigen Gewährsmann, eine dienstliche, sehr scharfe Kritik des Oberstleutnants v. Bissing anläßlich des Regimentsexerzierens auf dem Bornstädter Felde, eine Kritik, die sich der Prinz so zu Herzen nahm, daß er Knall und Fall vom Bornstädter Felde nach Schloß Glienicke ritt und dort seine Absicht zu erkennen gab, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Indes entschied der Kaiser, der sich damals in England befand, auf den Bericht des Kommandeurs von Bissing, zu dessen Gunsten und bestimmte, durch eine Kabinettsorder von Osborne, daß der Prinz a la suite des Regiments gestellt wurde.

Auch ein Opfer von 1870.

Unter den Angehörigen des 2. Leibhusaren-Regiments, die im Feldzuge 1870/71 auf dem Schlachtfelde blieben und ihr Grab gefunden haben, nennt die Totenliste als den letzten der Kriegsfreiwilligen Hermann Wähner aus Leipzig, am 2. Dezember 1870 bei Orgeres ge-

Schlagende Wetter.

Erzählung aus dem Bergmannsleben von E. Kettner.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Da haben sie was!" unterbrach ihn der abgewiesene Freier höhnisch. „Solltet froh sein, daß ich Eurer Tochter Gelegenheit gebe, in andere Verhältnisse zu kommen. Aber wenn ihr der Hungerkram besser paßt — meinetwegen! Ich gönne es ihr. Freu mich nur darauf, wie sie mal mit scheelen Blicken nach mir herüber lauert, wenn Schmalhans Küchenmeister sein wird, oder ihren Mann vielleicht bei seiner Maulwurfsarbeit das berühmte Bergmannsschicksal trifft."

In flammender Empörung war Gottfried da auf ihn zugesprungen, und schrie ihn an, indem er ihn derb schüttelte: „Untersteh Dich, noch ein solches Wort zu sagen! Feigling Du — geh Du hinunter und schaff in der Grube! — Denkst Du, wir lassen uns von jedem elenden Wicht unsern Stand beschimpfen? Mach, daß Du hinauskommst, ehe ich mich an Dir vergreife und Dir den Denkzettel geb, den Du verdienst."

Und als der andere sich noch nicht beruhigen konnte, riß dem jungen Bergmann vollends die Geduld und er setzte ohne viel Wortaufwand den Schreier an die Luft.

Doch damit wars noch nicht zu Ende. Erst gabs noch einen harten Strauß mit der Mutter zu bestehen, die nicht ohne weiteres auf die Aussicht verzichten wollte, einen so vermögenden Schwiegersohn wie Winkelmann zu besitzen, und dem Erkorenen ihrer Tochter mit solch offener Feindschaft begegnete, daß Marie, um die peinliche Situation nicht auf die Spitze zu treiben, den Geliebten selbst bat, sich zu entfernen.

Doch als Gottfried Hager auf dem Heimwege war, in seligen Träumen des lieben Mädchens gedenkend, erlebte er noch eine Ueberraschung. Winkelmann trat ihm entgegen. Aber von seiner vorigen brutalen Frechheit war nichts mehr zu merken. Er entschuldigte sich sogar deswegen — in wehleidigem Tone von seiner Liebe zu Marie sprechend, die ihn vollständig von Sinnen bringe. Und ehe der junge Knappe noch recht wußte, wohin des andern Worte zielten, machte er ihm schon den Vorschlag, auf das Mädchen zu verzichten, es ihm zu überlassen. Auf ein nettes Sümmchen zur Entschädigung solle es ihm nicht ankommen.

Gottfried wußte nicht recht, ob er über dies Ansinnen lachen oder sich ärgern sollte. Aber in seiner Glücksstimmung wars ihm mehr ums Erstere zu tun und er lachte laut und schallend. Lachte auch weiter, als Winkelmann immer wieder sein Angebot erneute und erhöhte. Schließlich aber wars ihm doch zu bunt. Er blieb stehen und sagte in tiefem Ernst: „Meine Meinung über Euch verbessert sich nicht, das muß ich gestehen! Und was Ihr von mir zu halten scheint, zeigt mir Euer Vorschlag. Ich danke für Euren Handel! Schämt Euch, zu denken, mit Euerm Geld könntet Ihr erreichen, daß ich mein Mädchen Euch abträte. Noch einmal sag ich Euch, geht Eurer Wege. Es möcht Euch sonst gereuen, mich gereizt zu haben."

Damit hatte er ihn stehen gelassen und war weitergegangen, sich nicht daran störend, daß er ihm eine wüste Verwünschung nachrief. Er war viel zu glücklich, und viel zu sehr in seinen Gedanken mit der nächsten schönen Zukunft beschäftigt, als daß er lange an den verdrängten Nebenbuhler gedacht hätte.

Und auch heute Morgen entlockte ihm die Erinnerung an ihn und sein Gebaren nur ein Triumpflächeln. Was konnte der ihm schaden. Er fürchtete ihn wahrhaftig nicht! —

Es schien in der Folge auch, als habe sich der erste rasende Zorn Winkelmanns gelegt, oder a' ,ähe er die Ohnmacht seiner Wut ein, denn die Liebenden wurden wenig mehr von ihm behelligt. Wohl hinterbrachte der eine oder andere ihnen hin und wieder kränkende und höhnische Bemerkungen, die er über sie ausgestreut, aber Marie bat so herzlich und dringend ihren Liebsten, das Geschwätz nicht zu beachten, daß auch er mit Geringschätzung darüber hinwegging.

Die beiden hatten auch Besseres zu tun — die bescheidene aber freundliche Wohnung einzurichten und tausend Pläne für eine glückliche Zukunft zu schmieden. Rasch verging die Zeit bis zur Heirat, und eines schönen Herbstmorgens wechselte ein schmuckes, überseliges Paar die Ringe vor dem Altar, führte Gottfried Hager sein glückstrahlendes Frauchen ins eigene Heim.

Wie ein einziger wolkenloser Sommertag floß das Leben dem jungen Paare dahin. Behagen und Frieden waren ihre ständigen Gäste. Die Fröhlichkeit saß mit ihnen zu Tisch, lachte aus den Grübchenwangen der jungen Frau und fand ihren Wiederschein in den ernsten Augen des Mannes. Mit stets gleichbleibender herzlicher Freude kehrte Gottfried von saurer Arbeit in der Erde Tiefen zurück in sein kleines Heim, das eine Welt voll Glück für ihn beherbergte. Zumal als nach Jahresfrist die Wiege einen Gast bekam, einen strammen Buben, der bald mit der Mutter fröhlichen Dunkelaugen um sich schaute und früh schon in hellem Jubel dem heimkehrenden Vater entgegenjauchzte.

Gottfried Hager war glücklich. Mit keinem Großen der Erde hätte er tauschen mögen, wenn auch sein Dasein be-

fallen in der Schlacht von Loigny-Poupreу. Es war auf der Fahrt zum Kriegsschauplatz, als Husaren der 3. Eskadron unter der Sitzbank ihres Wagens, bald nachdem der Zug Leipzig verlassen hatte, einen etwa 14 jährigen Knaben hervorgezogen. Zum großen Vergnügen der Schwarzen erklärte er, zur Rede gestellt, wie er dorthin komme, und was er wolle: er wolle mit in den Krieg! Beim nächsten Halt des Zuges wurde er dem Eskadronchef, Rittmeister v. Zastrow, vorgestellt, der natürlich Veranlassung nehmen wollte, den Jungen so bald als möglich seiner Heimat wieder zuzusenden. Der Knabe bat aber so beweglich, daß man das doch nicht tun möge, machte auch sonst einen so angenehmen Eindruck, daß schließlich Leutnant v. Horn, von den Offizieren der Schwadron, sich bereit fand, den Jungen in seinen Dienst zu nehmen und bei sich zu behalten. Den Ausschlag gab, daß er weder Eltern noch Verwandte zu haben behauptete und angelegentlich bat, ihm wenigstens eine Unterkunft zu gewähren, weil er keine Heimat habe. Später hat sich auch das als volle Wahrheit herausgestellt. So durfte er bei den Burschen und Pferden des Leutnants v. Horn die Fahrt nach dem Kriegsschauplatze mitmachen. Schon unterwegs zeigte er sich überaus anstellig und brauchbar, lernte geschickt die nötigen Handgriffe zur Pferdewartung und -Pflege, war bescheiden und anständig und zeigte ein lustiges, humorvolles Wesen, das den Husaren manchen Anlaß zur Heiterkeit bot. Als das Regiment die Grenze überschritt, und die Biwacks in Feindesland begannen, war Hermann, der sich des Rufnamens „Lulu" erfreute, im ganzen Regiment wohlgelitten und überall gern gesehen. Er half den Husaren, wo es nur etwas zu tun gab, suchte Holz, trug Stroh herbei, putzte Pferde und Sachen, war unermüdlich im Wasserholen, namentlich auch in der Hitze auf den Märschen, kurz, niemand bereute, daß er mitgenommen sei. An seinem eigentlichen Herrn, dem Leutnant v. Horn, hing er mit besonderer Hingabe. Zu seinem Schmerze fiel dieser schon am 18. September 1870 bei Dannemois im Gefechte mit Franktireurs. Lulu hatte ihm ins Gefecht nicht folgen dürfen, dennoch, wie von banger Ahnung ergriffen, ihn mit den Augen verfolgt, und als er ihn vom Pferde sinken sah, sich nicht mehr halten lassen, sondern war wie der Wind mitten durch das Getümmel der Husaren, die sich mit dem Feinde herumhieben, der Leiche zugelaufen. Hier hielt er Wacht bei ihr, bis das Gefecht zu Ende, dann erst ließ er sich von ihr trennen. Seine Trauer um den Gefallenen war so aufrichtig, wie zärtlich, so daß sie allgemeines Aufsehen erregt. Prinz Albrecht von Preußen, jüngster Bruder Kaiser Wilhelms 1., Kommandeur der 4. Kavalleriedivision, zu der das 2. Leibhusaren-Regiment gehörte, vernahm bei dieser Gelegenheit von dem Knaben, und erklärte, gerührt von seiner Treue, er wolle, wenn er sich weiter gut halte, später für ihn sorgen. Er ließ ihn zunächst als Jockey einkleiden. Lulu bekam auch aus den Beutepferden ein Pferd, das er sicher zu reiten wußte. Jetzt hielt ihn, wenn das Regiment ins Feuer ritt, nichts mehr von diesem zurück; er begleitete es überall mit. So blieb er im Gefecht von Artenay am 10. Oktober 1870, unerschrocken, trotz aller Kugeln, die umherflogen, in der Nähe des Regimentskommandeurs, als ob er ihn schützen wollte. Hinderlich ist er niemals geworden. Er befand sich stets an der Stelle, wohin er gehörte. So war er wirklich Gegenstand der Fürsorge des ganzen Regiments geworden und jedermann hatte seine Freude an ihm. Da warf ihn in der Schlacht von Loigny-Poupry am 2. Dezember 1870 eine Flintenkugel, die ihn in die Stirn traf, tot vom Pferde. Seine Ziehharmonika, mit deren Tönen er wie auf den Märschen, so im Gefecht die Husaren zu erfreuen wußte, hielt er noch in der Hand. Aufrichtige Trauer im ganzen Regiment folgte ihm über sein frühes Grab, das seinem jungen Dasein einen so ehrenvollen Abschluß geben sollte. Der Tod auf dem Schlachtfelde war in „Lulu" keinem Unwürdigen zuteil geworden. Auch er starb für des Vaterlandes Größe. So darf auch sein Name nicht vergessen werden.

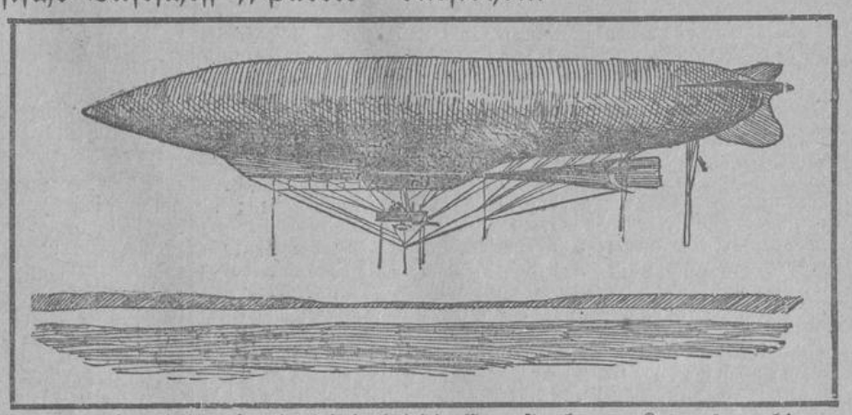
Lokales.

Durch die Konzessionierung eines neuen großen Dynamitlagers in der Gemeinde **Bommerholz** fühlen sich die benachbarten Anlieger in ihrem Besitzstande sehr beeinträchtigt und mit Recht; denn vorzunehmende Feuerversicherungen ergaben, daß die Feuerversicherungs-Gesellschaften sehr vorsichtig vorgehen, ja am liebsten derartige Versicherungen gar nicht mehr eingehen. Die Einsprüche, welche die geschädigten Interessenten bei dem Ober-Präsidenten in Münster und dem Regierungs-Präsidenten in Arnsberg erhoben haben, sind ohne Erfolg geblieben. Die Landesgesetzgebung bietet bisher keine Handhabe, durch welche sich die Interessenten schützen könnten. Das Dynamitlager ist derart angelegt, daß nach menschlichem Ermessen jede Gefahr ausgeschlossen erscheint, aber durch die Roburitkatastrophe ist man kopfscheu geworden. Man verspricht sich von einem erneuten Vorgehen an die Staatsregierung Erfolg.

Eine unsinnige Wette hat wieder einmal ein Menschenleben gefördert. Der Arbeiter A. K. in **Gevelsberg** trank infolge einer Wette in einer hiesigen Werkstatt innerhalb einer halben Stunde 1 Liter Schnaps. Er fiel vom Stuhl, wurde bewußtlos hinweggetragen und starb an schwerer Alkoholvergiftung. Der leichtsinnige Mensch hinterläßt Frau und sechs Kinder.

In „**Voßhöfen**" bei Wengern fand Sonntag eine vom freisinnigen Verein für Bommern-Wengern einberufene Versammlung statt, in der das Bahnprojekt Witten-Barmen zur Besprechung stand. Im Verein mit der Bevölkerung der Ruhrberge haben in den beiden vergangenen Jahren die Verkehrsvereine von Witten und Barmen ganz intensiv für das Zustandekommen dieser hochwichtigen Verbindungsbahn gearbeitet. Hoffentlich bleibt der Erfolg der Arbeit nicht aus. Vor fast einem Jahre mußte eine von der Regierung zu Arnsberg eingesetzte Kommission noch mal das Gebiet der Ruhrberge, das durch die Bahn erschlossen werden soll, bereisen. Der Minister der öffentlichen Arbeiten betraute hierauf, weil der damalige Herr Regierungspräsident Freiherr v. Coels den Eisenbahnbau befürwortet hatte, die königl. Eisenbahndirektion Elberfeld erneut mit der Vorlage eines Gutachtens. Diese Aufgabe ist inzwischen ausgeführt, doch sind damit die Vorprüfungsarbeiten, wie der Landtagsabgeordnete für Hagen, Herr Dr. Krüger-Charlottenburg, schreibt, noch nicht abgeschlossen. Für die Verwirklichung des Projekts dieser Verbindungsbahn haben sich die Handelskammern Barmen, Bochum und Hagen ausgesprochen. Die Versammlung beschloß, den Abgeordneten Reinhard Schmidt und Dr. Krüger für ihr Eintreten zu danken und sie zugleich zu bitten, die Angelegenheit, welche zu einer Lebensfrage für die Gemeinden der Ruhrberge nachgerade geworden sei, mit Entschiedenheit zu verfolgen.

Das französische Luftschiff „Patrie" entflohen.



Bei Auslassungsarbeiten an dem berühmten französischen lenkbaren Luftschiff „Patrie" in der Nähe von Verdun hat sich unter dem Druck eines gewaltigen Windstoßes das Luftschiff losgerissen und ist ohne Ballast in die Luft gegangen. Da es mit rapider Geschwindigkeit in die höchsten Luftregionen gelangt sein muß, so ist anzunehmen, daß das Luftschiff in den dünnen Luftschichten geplatzt ist. Es ist kaum zu verstehen, wie es möglich gewesen ist, daß das Schiff sich losgerissen hat, zumal es heißt, daß 200 Soldaten mit der Bändigung des Schiffes beschäftigt waren. Für Frankreich ist der Schlag um so schwerer, als die „Patrie" ein Musterschiff für eine ganze Flottille von Luftschiffen werden sollte. An ein Wiedereinfangen oder überhaupt an ein Wiedererlangen des Ballons, in welchem Zustande er auch immer sein möge, ist kaum zu denken.

In Frankreich erfreute man sich vor dem Unfall an der Ausmalung der Ueberlegenheit, die die Stationierung der „Patrie" in Verdun im Kriegsfalle der französischen Heeresleitung verschaffen könne. In einem französischen Blatt erzählt ein Offizier bereits den Weg, auf dem das französische Luftschiff im Handumdrehen alle geheimsten Pläne der deutschen Armeeleitung durchschauen sollte. „Während der Mobilisierung und des Aufmarsches der Armee bricht die „Patrie" — es ist natürlich nur ein Beispiel — von Verdun auf, in anderthalb Stunden wäre Thionville am äußersten Norden der Grenze erreicht. Die Gegend, in der, wie man weiß, sich die rechte Flügelarmee der Deutschen sammelt, die unsere Maasforts forcieren und eventuell zur Offensive übergehend, unserer Hauptarmee in die Flanken fallen soll. Vom Ballon aus werden mit Leichtigkeit die Stärkeverhältnisse, die Geschützzahl, die Truppengruppierungen aufgenommen und wir können beurteilen, ob wir es auf dieser Seite mit drei oder fünf Armeekorps zu tun haben. Dann, nach Südosten sich wendend, folgt die „Patrie" der berühmten „eisernen Linie" von Metz bis Straßburg, wo sich die Hauptausladestellen der Truppen befinden, aus denen die deutschen Hauptheere formiert werden. Auf einem Parallelweg weiter westlich kehrt das Luftschiff dann nach Verdun zurück und kann dabei längs der Grenze die Bewegungen der vorgeschobenen gegnerischen Verschleierungstruppen beobachten. Diese Expedition währt insgesamt acht Stunden; zweimal wird dabei die Grenzstrecke von Luxemburg bis zu den Vogesen durchlaufen und man kann sich unschwer vorstellen, welchen Wert die Ergebnisse dieser Rekognoszierungsfahrt haben würden. . . Später, während der Vorbereitung zur Hauptschlacht, wird es der „Patrie" ein leichtes sein, Stärke und Marschrichtung der feindlichen Kolonnen zu erkunden. Deren Stärke ist nach der Länge leicht zu bestimmen und aus der Höhe kann einem keine Bewegung entgehen; nur die Truppenteile, die die Waldungen geschickt als Maske auszunutzen verstehen, können dem Auge der Offiziere im Luftschiff entgehen. Falls die jedem derselben zugewiesenen Beobachtungsposten einsichtig gegeneinander abgegrenzt werden können, wird man sehr rasch die Marschzonen der feindlichen Heere feststellen können; wir brauchen also wenigstens fünf Luftschiffe, um gleichzeitig die fünf deutschen Armeen beobachten zu können. Während der Schlacht aber werden die „Patrie" und ihre Schwesterschiffe unschätzbare Dienste leisten, sie werden feststellen, wie weit die Flügel der Armeen sich erstrecken und vor allem, wo und wie die Reserven gruppiert sind. Auf diese Weise wird unser Generalissimus stets unterrichtet sein, was beim Feinde vorgeht und auf die Bewegungen der zweiten und der hintersten Linie werden ihm bekannt. Gegenüber einem Feinde, der nicht auch die Luftherrschaft besitzt, — wie dies gegenwärtig der Fall sein würde — befände unser Heerführer sich in der Situation eines Spielers, der durch irgend einen Zufall das Spiel des Gegners kennt, während dieser wie bisher auf Annahme angewiesen ist." Falls, muß man in aller Bescheidenheit wohl hinzusetzen, die deutsche Armee nicht zufällig auch ihre verschiedene lenkbare Luftschiffe besäße. — Doch Glück und Glas wie leicht bricht das!

---

scheiden war und er keine Reichtümer zu sammeln vermochte.

Doch das Unheil schlummerte nicht . . .

Man schrieb das Jahr 1885. Schwarzumflort steht diese Jahreszahl im Erinnern aller Saarbergleute. Schmerzbewegt denkt ein jeder von ihnen zurück an all die wackeren Kameraden, die in jener schrecklichen Märznacht so unerwartet abberufen wurden zur letzten, zur großen Schicht . . .

Ein einziger schriller Schmerzensschrei gellte an jenem Morgen durch die Bergmannsdörfer des Fischbachtales. Von Mund zu Mund schwirrte die Kunde, lähmendes Entsetzen, irre Verzweiflung in hunderte von Herzen tragend, frommen Glauben zum Wanken bringend, manch heimlich stille Glückswelt zerschmetternd und begrabend. Ueber Menschengeist und Menschenfleiß siegten unheimliche Gewalten. Zerstörung und Trümmer, Jammer und Tränen besiegelten das Werk entfesselter Dämonen. Wenig Augenblicke brachten fast zweihundert Knappen jähen Tod, grausige Ernte hielten des Bergmanns grimmige Feinde: Schlagende Wetter.

Schwarzgedrängt standen die Menschen um die Tagesanlagen der Grube Kamphausen. Und noch immer strömten mehr herbei, stürzten mit den Riesenkräften der Verzweiflung jammernde Frauen in wilder Eile aus den entlegenen Walddörfern. In fiebernder Erwartung forschten sie, irrten in Aengsten umher, flehten um Nachricht . . .

Ein gellender Schmerzensschrei war nur zu oft die Antwort, wenn man ihnen Bescheid gab.

Bergmannsgeschick — Bergmannstod . . .

Später erst wie die meisten anderen hatte Marie Hager die Unglücksbotschaft erfahren. In eisigem Entsetzen stand sie erst wie gelähmt. Auch ihr Mann verfuhr die Schicht. War mit in Gefahr . . . Vielleicht schon verloren . . .

Halb besinnungslos vor Angst rannte sie dann davon, der Grube zu. Nur ein Gedanke fand Raum in ihrem Innern. Wie ein stammelndes Gebet kam es von von ihren trockenen Lippen: „Nur das nicht! Nur meinen Mann nicht, Herrgott! Alle andern nimm! Ihn laß mir . . . schütz ihn . . . Laß ihn einen Winkel finden, in den er sich verkriechen kann . . . Herrgott — hör mich! . . . Nur ihn nicht . . . Ihn nicht . . . alle anderen . . ."

Sie stöhnte qualvoll auf, von düstern Bildern gepeinigt. Die Hände fest in die Schürze gekrallt, den irren Blick geradeaus gerichtet, stürzte sie vorwärts, immer wieder mit dem Herrn der Welt feilschend um das Leben des geliebten Mannes.

Rücksichtslos stieß und drängte sie sich vorwärts, als sie nun die lebende Mauer um die Grubengebäude erreichte, lief sie in Hast auf einen ihr entgegenkommenden Beamten zu, ergriff ihn am Arm und schrie: „Wo ist er . . Habt Ihr ihn . . . den Gottfried Hager, meinen Mann?"

Der Herr sah mitleidig in das verzerrte, angstfahle Gesicht: „Ich weiß nicht", sagte er unsicher, „ich will aber nachsehen. Wir tun alles, was nur in unsern Kräften steht", setzte er zu allen gewandt hinzu, und blickte in beklommener Teilnahme auf die verstörten Mienen der Umstehenden. Wieviel Jammerszenen würden sie noch erleben müssen?

Marie hatte längst einen anderen, einen dritten und vierten nach ihrem Manne gefragt. Und noch immer wußte ihr niemand eine Kunde zu geben.

Oder wollte es nicht. Der Verzweifelten schien es so. Und darum fragte sie nicht mehr, irrte wie ein gefangenes Tier umher. Nur ihre brennenden Blicke, ab und zu ein wimmernder Laut gab Kunde von ihrem verzehrenden Jammer.

Auf einmal weiteten sich ihre Augen in jähem Schreck, und mit markerschütterndem Schrei fiel sie wie vom Blitz getroffen vornüber auf den Boden. Ein halbnackter, geschwärzter Mann war wankend aus dem Schachteingange getreten. Blöde schaute er um sich, als müsse er sich erst besinnen, was mit ihm geschehen; das Grauen über die eben bestandene Gefahr war wie mit ehernen Linien in sein Gesicht gegraben.

Da gellte der Schrei. Der Mann zuckte zusammen. Unwillig wehrte er die Hand eines Kameraden ab, der ihn stützen oder hinwegführen wollte, und näherte sich taumelnd der Frau, der die Umstehenden bereits wieder aufgeholfen hatten.

Sekundenlang starrte sie ungläubig auf den Herbeikommenden und fiel dann mit einem heiseren Aufschluchzen dem Wiedergefundenen, schon Totgeglaubten um den Hals. Auch des Mannes Tränen rannen, zogen helle Furchen über das kohlenstaubbedeckte Gesicht. Er schämte sich ihrer nicht.

Doch schon nach wenigen Minuten machte er sich aus den umschlingenden Armen frei. „Laß gut sein, Marie", sagte er weich, „ich bin wie durch ein Wunder gerettet worden. Du hast mich wieder. Geh Du nun und dank unserm Herrgott dafür. Sprich für mich mit. Denn ich, — ich habe jetzt noch nicht viel Zeit zum Beten. Mußts mit den paar Worten vorhin genügen lassen. 'S gibt vorab viel zu tun. Ich will noch mal hinunter, kann den andern den Weg weisen, wo wir vielleicht noch Lebende finden werden."

„Du willst . . . Was sagst Du . . . Noch einmal da hinunter willst Du, — wo Du kaum dem sichern Tod entronnen? Nein, nein, Du bleist hier. Laß die andern

Knappschaftswesen und Arbeiterversicherung.

(Unter dieser Rubrik werden alle uns aus dem Leserkreise zugehenden Anfragen, soweit sie bergmännische Angelegenheiten und Angelegenheiten der allgemeinen Arbeiterversicherung betreffen, prompt und zuverlässig beantwortet. — Nachdruck auch im Auszuge, verboten).

Das Revisionsverfahren beim Reichsversicherungsamt.

Mehrere Anfragen aus dem Leserkreise veranlassen uns, hier kurz die hauptsächlichsten Bestimmungen anzuführen, die bei der Beantragung des Revisionsverfahrens in Invaliden- und Altersrentensachen zu beachten sind. Das Rechtsmittel der Revision steht sowohl der Versicherungsanstalt wie dem Rentenbewerber zu. Die für das Revisionsverfahren zuständige Behörde ist das Reichsversicherungsamt in Berlin. Die Revision kann nur darauf gestützt werden, daß 1. die angefochtene Entscheidung des Schiedsgerichts auf der Nichtanwendung oder auf der unrichtigen Anwendung des bestehenden Rechts oder auf einem Verstoß wider den klaren Inhalt der Akten beruhe; 2. daß das Verfahren an wesentlichen Mängeln leide. Es kann also in Invaliden- und Altersrentensachen bei der Verhandlung vor dem Reichsversicherungsamt nicht, wie dies beim Rekurs in Unfallangelegenheiten zulässig ist, ganz neues Beweismaterial beigebracht werden. Die Revision beschränkt sich vielmehr auf eine Prüfung des Verfahrens. Bei Einlegung der Revision ist anzugeben, worin die Nichtanwendung oder die unrichtige Anwendung des bestehenden Rechts oder der Verstoß wider den klaren Inhalt der Akten, oder worin die behaupteten Mängel des Verfahrens gefunden werden. Fehlt die Angabe solcher Gründe oder ergibt sich aus der Prüfung der Anträge, daß die angegriffene Entscheidung nicht auf der Nichtanwendung oder vielleicht auch unrichtigen Anwendung des bestehenden Rechts beruht, sowie daß das Verfahren nicht an wesentlichen Mängeln leidet, und daß ein Verstoß wider den klaren Inhalt der Akten nicht vorliegt, oder ist die Revision verspätet, d. h. nicht innerhalb eines Monats nach Zustellung des schiedsgerichtlichen Bescheides, eingelegt, so kann das Reichsversicherungsamt das Rechtsmittel ohne mündliche Verhandlung zurückweisen. Andernfalls hat das Reichsversicherungsamt nach mündlicher Verhandlung zu entscheiden. Ein Erscheinen des Rentenempfängers im Verhandlungstermin ist nicht erforderlich und es ist besonders darauf hinzuweisen, daß Fahrkosten und andere Auslagen, die aus der Teilnahme an einem solchen Termin entstehen, nicht erstattet werden.

Abonnent in Stiepel. Frage 1. Ein Kindergeld wird an Unfallrentner nur während des Aufenthalts im Krankenhause gewährt. Sie können keinen Anspruch darauf erheben. — Frage 2. Die Zusatzrente kommt nur bei Reichs-Invaliden- oder Altersrenten in Betracht, nicht auch bei Unfallrenten. Es ist zwar nicht ausgeschlossen, daß einem Bezieher von Unfallrente und Knappschaftspension auch noch eine reichsgesetzliche Invalidenrente zugesprochen wird. Das Recht auf den Bezug dieser Invalidenrente ruht jedoch, solange und soweit Unfallrente und Invalidenrente zusammengenommen den siebeneinhalbfachen Grundbetrag der Invalidenrente übersteigen. Der Grundbetrag ist für Bergleute, die ja ausnahmslos die Invaliden- und Altersversicherungsbeiträge zur fünften Lohnklasse zahlen, 100 Mark.

14a Linden. Wenn in der Arbeitsordnung für den Fall des Kontraktbruchs die strafweise Einbehaltung von sechs Schichtlöhnen vorgesehen ist, so läßt sich gegen die Maßnahme der Zeche in dem von Ihnen geschilderten Falle nichts tun. Natürlich ist es erforderlich, daß die Arbeitsordnung auch zur Kenntnis der Arbeiter gebracht worden ist. Auf den Zechen geschieht dies unseres Wissens durch Aushang, außerdem ist die Arbeitsordnung vielfach als Anhang den Lohnbüchern beigegeben. Eine etwaige Klage müßte beim Berggewerbegericht eingereicht werden. Es kann dies schriftlich oder zu Protokoll geschehen.

Uebersicht

über die an den Hauptmarktorten Deutschlands in der letzten Woche gezahlten Fettviehpreise.

Die Preise sind in Mark für 50 kg Schlachtgewicht bezw. Lebendgewicht (l bedeutet Lebendgewicht) angegeben. Die erste Zahl bezeichnet den niedrigsten, die zweite den höchsten für die betr. Viehgattung gezahlten Preis.

	Rindvieh		Hammel, Schafe u. Lämmer	Schweine
	Großvieh	Kälber		
Aachen	48—80	76—100	64—82	59—62
Barmen	50—76	60—93	65—78	55—61
Berlin	53—83	52—100	58—87	50—57
Bremen	50—75	70—99	55—80	50—58
Breslau	53—75	50—79	64—81	48—60
Bromberg	28—38 l	30—45 l	18—33 l	33—40 l
Chemnitz	46—85	40—53	20—35 l	52—65
Dortmund	55—75	45—58 l	65—80	50—58
Dresden	58—88	68—84	80—90	56—65
Elberfeld	54—75	70—90	55—68	50—60
Essen	57—77	35—75	55—84	50—61
Frankfurt a. Main	45—83	60—95	58—80	54—63
Hamburg	65—80	68—116	50—76	47—59
Hannover	60—76	65—95	—	54—63
Husum	49—78	—	57—74	35—41
Kiel	48—74	50—94	55—75	30—46 l
Köln am Rhe	55—84	60—108	52—79	50—63
Leipzig	50—82	32—55 l	32—44 l	50—62
Magdeburg	19—40 l	27—46 l	26—35 l	46—62
Mainz	54—82	83—87	—	63—65
Mannheim	48—86	75—85	60—70	60—63
Nürnberg	50—85	42—70	45—59	56—60
Stettin	—	55—78	—	50—57
Zwickau	45—78	42—52	75—80	57—64

Industrie, Handel und Verkehr.

Essener Viehmarkt vom 3. Dezember.

Amtlicher Bericht der Notierungskommission. Auftrieb: 98 Ochsen, 304 Bullen und Bauzen, 613 Rinder und Kühe, 667 Kälber, 106 Schafe, 3798 Schweine. Preise für 50 Kilo Schlachtgewicht. Ochsen: 1. Vollfleischige, ausgemästete Ochsen höchsten Schlachtwerts bis zu 7 Jahren: 76 Mk. 2. Junge, fleischige, nicht ausgemästete, ältere ausgemästete Ochsen: 70 bis 73 Mk. 3. Mäßig genährte junge — ältere Ochsen 67 bis 69 Mk. Kalben und Kühe: 1. Vollfleischige, ausgemästete Kalben höchsten Schlachtwertes 75 Mk. 2. Vollfleischige, ausgemästete Kühe höchsten Schlachtwertes bis zu 7 Jahren: 70—71 Mk. 3. Aeltere ausgemästete Kühe und wenig gut entwickelte jüngere Kühe und Kalben 64—66 Mk. 4. Mäßig genährte Kühe und Kalben 56 bis 60 Mark. Bullen: 1. Vollfleischige, ausgemästete Bullen bis zu 5 Jahren: 70 bis 72 Mk. 2. Vollfleischige, jüngere Bullen: 66—68 Mk. 3. Mäßig genährte jüngere und ältere Bullen 55—62 Mk. Schafe: 1. Mastlämmer und jüngere Masthammel: 84 Mk. 2. Aeltere Masthammel: 70—80 M. 3. Mäßig genährte Hammel und Schafe (Merzschafe): 55—65 Mk. Preise für 50 Kilo Lebendgewicht. Kälber: 1. Doppelender 74—75 Mk. 2. Feinste Mastkälber (Vollmilch-Mast) und beste Saugkälber: 56 Mk. 3. Mittlere Mastkälber und gute Saugkälber: 50—53 Mk. 4. Geringe Saugkälber und ältere, gering genährte Kälber (Fresser): 33—40 Mk. Schweine (mit 20 Proz. Tara): 1. Vollfleischige Schweine der feineren Rassen und deren Kreuzungen im Alter bis zu 1¼ Jahren: 58 Mk. 2. Fleischige Schweine: 56—57 Mk. 3. Gering entwickelte Schweine, sowie Sauen und Eber: 46—53 Mk. Tendenz: Großvieh langsam. 57 Ueberstand, Kleinvieh mittel.

Allerlei.

Verstehen die Papageien, was sie sprechen? In seinem Buche über die Intelligenz der Tiere schreibt M. J. Romanes über verschiedene Papageien, welche seiner Meinung nach sehr wohl das meiste von dem, was sie sprechen, verstehen. — Zum mindesten aber, sagt Romanes, erinnern sich die Tiere daran, daß seitens der sie umgebenden Personen gewisse Aussprüche bei ganz bestimmten Gelegenheiten gefallen sind. Dieses ergibt sich daraus, daß die Papageien dieselben Aussprüche nur bei den entsprechenden Gelegenheiten tun. Ein Papagei, dessen gewöhnlicher Aufenthaltsort in der Küche ist, ruft jedesmal, wenn eine Person, ein Kleidungsstück in der Hand, den Raum betritt, aus: „Legen Sie nur hin, die Anna wird es schon ausbürsten!“ — Bei einem Pariser Friseur war lange Zeit ein Papagei, der immer, wenn ein Kunde den Laden betrat, laut rief: „Meister, es ist ein Herr da!“ War er aber mit dem Eintretenden gut befreundet, dann plusterte er seine Federn auf, neigte das Köpfchen und fragte schmeichelnd: „Willst Du mich krabbeln?“ Von Zeit zu Zeit, teilte er seinem Herrn kategorisch mit, daß er „zu baden wünsche“, und verfehlte auch niemals, wenn man ihm dann den Badenapf brachte, sich zu säubern. — Eine Modistin besaß einen Kakadu, der, wenn er ein Kind weinen hörte, tröstend sagte: „Weine nicht, mein Kleiner, sieh mich an, ich weine auch nicht!“ Sah er aber vom Fenster aus eine Prozession vorbeiziehen, dann sang er mit tiefer, düsterer Stimme das Ora pro nobis.“

Im Morast ums Leben gekommen. Der Besitzer Scherwinski aus Reddicken (Ostpr.) glitt in der Dunkelheit beim Nachhausewege auf einem Steg aus und fiel in einen Tümpel. Bis zum Unterleib versunken, vornüber gebeugt, mit den Armen und dem Gesicht im Morast steckend, wurde er von seinen Angehörigen am anderen Morgen tot aufgefunden.

Eine Hochzeitsgesellschaft verunglückt. Auf dem Heimweg von der Trauung stürzte bei der oberfränkischen Ortschaft Liesberg eine Hochzeitsgesellschaft in einem Leiterwagen den Berg hinab. 18 Personen wurden teils schwer, teils leicht verletzt.

Ballontaufe mit flüssiger Luft. Es ist wohl das erste Mal, daß man bei der Taufe eines Luftballons nicht den herkömmlichen Sekt, sondern die modernste aller Flüssigkeiten, die flüssige Luft, verwandte. Diese eigenartige Zeremonie wurde in Straßburg bei der Taufe eines Ballons des oberrheinischen Vereins für Luftschiffahrt vollzogen.

Verhaftung eines Bahnräubers. Die Polizei hat am Sonnabend in Lille einen Pariser Straßenhändler namens Francis Roche verhaftet, der bei dem in dem Schnellzuge Toulouse-Paris am 22. ds. Mts. verübten Raub mit daran beteiligt gewesen sein soll. Roche gestand, daß er an der Beraubung des Toulouser Expreßzuges beteiligt gewesen sei, weigerte sich aber entschieden, die Namen seiner Mitschuldigen zu nennen.

Komplott gegen Rockefeller. In Omaha (Nebraska) wurde nach einer dem B. L.-A. zugehenden Kabelmeldung ein Komplott zur Ermordung John Rockefellers entdeckt.

Uebertrumpft. Ein amerikanischer Farmer, der in Deutschland zu Besuch war, erzählte am Stammtisch große Dinge von seinen Hennen, die so kolossale Eier legten und so gute Brüter seien, daß es gar nichts seltenes sei, wenn aus zwölf Eiern zwanzig Küken ausköchen. „Freund,“ meinte ein biederer Pommer, der die Geschichte angehört hatte, „das ist gar nichts, bei uns ist es alltäglich, daß eine Henne hundert Eier auf einmal ausbrütet.“ — Der Yankee mußte zugeben, daß ihm derartiges noch nicht vorgekommen, und fragte, wie denn das möglich sei. „Sehr einfach, Mister,“ versetzte der Pommer, „wir füllen ein Faß voll Eier und setzen die Glucke auf das Spundloch.“

Er kennt sie. Sie: „Schatz, führst du mich nicht bald aufs Standesamt?“ — Er: „Ach nee, Kind, ich habe noch nicht Lust, meinen letzten Willen niederzuschreiben.“

Begründung. Bankier: „Glauben Sie wirklich, Herr Oberst, daß das Automobil in einem Feldzug von Nutzen sein wird?“ — Oberst z. D.: „Natürlich — alles was Menschen vernichtet, ist im Kriege verwendbar.“

Alle in unsern hiesigen Anstalten befindlichen Krüppel, Sieche und Alten, fast 200 an der Zahl, möchten auch diesmal gern einen gedeckten Weihnachtstisch sehen. Vielfach haben sie draußen niemand, der sich um sie kümmert. Die Pflegegelder, die wir für sie bekommen, sind sehr gering und werden zumteil ganz erlassen. Das gibt mir den Mut zu der sehr herzlichen und dringenden Bitte, die Liebe aller unserer Wohltäter weit und breit, und solcher, die es werden wollen, möge einen Strahl der Weihnachtssonne in das Elendsdunkel der uns anvertrauten Pfleglinge fallen lassen. Also, Christkindchen, spann' den Schimmel ein — und kehre ein in Volmarstein.

Volmarstein i. W., 1. Dezbr. 1907.

Fr. Arndt, Pfarrer.

---

gehen ... Sieh, wieviel sich zurecht halten für die Einfahrt. Was brauchen sie Dich? ... Ich leids nicht. Ich leids nicht! Denk an mich, an den Bub!“

Ihre Stimme brach in einem wilden Schrei. Mit Aufbietung aller Kräfte hing sie sich an den Mann, suchte ihn am Vorwärtsschreiten zu hindern, riß ihn mit Gewalt zurück.

Aber er schüttelte den Kopf und löste die seine Schultern umklammernden Arme. „Sei vernünftig, Marie! Laß mich tun, was ich muß. Ich will nicht feige zurückstehen. Niemals wieder hätte ich eine ruhige Minute, dächte immer an die Kameraden, denen ich vielleicht hätte helfen können. — Bin ja so ganz ohne Schaden davongekommen. . .“

Dabei aber griff er sich an die Brust und lehnte sich kraftlos und schweratmend gegen die Mauer. Die Augen schließend, kämpft er gewaltsam eine Schwächeanwandlung nieder. Die eben überstandene entsetzliche Pein eines, der sich unrettbar dem Tode verfallen sieht, die fast übermenschlichen Anstrengungen wildester Flucht, die überquellende Freude über deren kaum erhofftes Gelingen, und nun das beschwörende Flehen der Frau, ihre hülflose Angst, die an sein Mannes- und Vaterherz pochenden Worte waren zuviel für seine Kräfte. Und er wäre hingefallen, wenn nicht einige herbeieilende Kameraden ihn aufgefangen und, ihn behutsam auf eine der bereitstehenden Bahren legend, fortgetragen hätten, während ein paar andere sich um die wie rasend sich geberdende Frau bemühten.

Sie ward erst ein wenig ruhiger, als man ihr den Bescheid brachte, ihr Mann sei wieder bei Bewußtsein und ganz außer Lebensgefahr, müsse aber dennoch einstweilen unter ärztlicher Obhut bleiben.

Während ihr die Tränen niederstürzten, stieß sie ein trockenes Lachen aus und murmelte, die Hände verkrampfend: „Gott sei Dank! Gott sei Dank! Ja, ja, laßt ihn im Spital — haltet ihn fest — dann kann er doch nicht wieder hinunter in den Tod!“

Sich die nassen Augen wischend, wandte sie sich um, fortzugehen. Da sah sie in das höhnisch verzogene Gesicht ihres einstigen Bewerbers, Winkelmann, der dicht neben ihr gestanden und ihr nun zuraunte:

„Schöner Tag heut, gelt? War eine besondere Gemütsbewegung! Aber natürlich, — man mußte ja mit aller Gewalt 'nen Bergmann haben ... Ist halt auch ein Vergnügen, so was zu erleben! Hahaha!“

In flammender Empörung schrie Marie auf: Elender — Unmensch! An dieser Stelle, — zu dieser Stunde wagst Du solches auszusprechen? Nicht wert bist Du ...“

„Pscht — ruhig da!“ rief ein anderer. ‚Ist wahrhaftig weder Ort noch Zeit zum Gezänk ... Da seht ... sie scheinen Leichen gefördert zu haben.“

Beschämt verstummte Marie und schlich hinweg.

Sie gehörte ja auch nicht mehr unter die jammernden, in Ungewißheit bangenden Menschen, sie wußte ihren teuern Mann in Sicherheit. Gnädig war er bewahrt worden. Bald würde er wieder bei ihr sein. Beruhigt konnte sie heimgehen, zu ihrem Knaben, der noch nichts davon verstand, wie nahe er heute daran war, Waise zu werden.

Schon am andern Tage war Gottfried Hager daheim bei den Seinen, noch matt und schwach zwar, aber es schien nicht, als wenn seine Gesundheit ernstlichen Schaden gelitten. Doch war seine Freude über seine Rettung gedämpft durch wehmutsvolle Trauer um die vielen, vielen Kameraden, denen ein herbes Geschick den Tod beschieden.

Seite an Seite waren sie eingefahren am Unglücksabend. Und nun ... während er sich wieder am Sonnenlicht erfreuen durfte, ward ihnen das Grab bereits geschaufelt zur letzten Seilfahrt, schliefen sie, kampflos und ruhig den großen Lohntag erwartend.

Er selbst war nun soweit genesen, daß er wieder zur Schicht gehen konnte. Aber als er davon sprach, stieß er auf unerwarteten Widerstand. Lachend erst, dann, als sie hartnäckig blieb, bald ärgerlich mußte er sich gegen Maries dringenden Wunsch wehren, er solle dem Bergmannsleben entsagen, sich nach einer anderen Arbeit umschauen.

Aber sie kam immer wieder darauf zurück. Die Stunden der Todesangst hatten ihr einen Abscheu vor der Grube eingeflößt, den sie nimmermehr zu besiegen wähnte. Sie glaubte, keine ruhige Minute mehr haben zu können, wenn sie ihren Mann im Erdenschoße wußte, dessen verborgene Schrecknisse sie an jenem Unglückstage kennen gelernt. Und es kam zu erregten Szenen, von denen man sonst in der kleinen Familie nichts gewußt. Die junge Frau blieb taub gegen seine gütlichen Vorstellungen, sein schroffes Nein, sein Bemühen, ihre Angst zu verlachen. Stets ungestüm in ihren Empfindungen, ließ sie sich sogar ein paarmal hinreißen, zu verwünschen, einen Bergmann geheiratet zu haben.

Wohl war es ihr nachher leid, und sie bat ihre harten Worte weinend ab, aber ein Stachel blieb zurück in ihres Mannes Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Entfant terrible. In der Religionsstunde erzählt die Lehrerin von Joseph im Gefängnis, worauf sich ein kleines Mädchen meldet und freudestrahlend sagt: „Fräulein, mein Onkel heißt auch Josph und sitzt auch im Gefängnis!“

Rosflöh

mit Brut vernichtet radikal Rademachers **Goldgeist.** Patentamtl. gesch. No. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert den Haarwuchs, verhütet Zuzug von Parasiten. Wichtig für Schulkinder. **Flasche 50 Pfg.**

In Hattingen: **Alex Pfarre,** Drog., **O. Siess,** Zentral-Drog., **A. Schumacher Wwe.,** Drog., **Otto Wemper,** Drog.; in Dahlhausen: **O. Hanne,** Glückauf-Drog.; in Linden: **Jul. Hill,** Drog., **E. Weber,** Drog.

Gänse! junge, fette Hafermast, sauber gerupft, 7—10 Pfd., à Pfd. 45—50 Pfg., tägl. frisch geschl., vers. gegen Nachn. **A. Grigall,** Gr. Friedrichsdorf

und

Billig  **gut!**

Liefert die Musik-Instrumenten-Fabrik **Wolf & Comp.,** Klingenthal i. Sa. Nr. 697

Zentr. d. Harmon.-Fabr. m. üb. 7000 Arb. geg. Nachnahme **Musik-Instrum. aller Art.** Prachtkatalog, 132 S. stark, bunte Illustrationen, ca. 300 Abbild. an jedermann **umsonst. Garantie:** Zurücknahme, Geld retour. Zahlreiche amtlich beglaubigte Anerkennungen.

Frisch gesalzenes Schweinestückenfleisch, (Suppen-Rücken, Backenstücke, Schnauzen, Ohren, fleischige Pfoten), feine Delikatesse, versendet in 10 Pfund Postkoll für nur Mk. 3.60. Bahnkübel enth. 25 u. 50 Pfd. pro Pfund 34 Pfg. ab hier unter Nachnahme. Nichtgefallendes retour. 9 Pfund Holsteiner Holländer Käse Mk. 3.20.
Heinrich Krogmann,
Nortorf i. Holstein 25.

Hienfong Essenz
beliebtes Hausmittel, für Wiederverkäufer extra stark, Dtzd. 2,50 M. „Starke Qualität" 1,80 M. Postpaket enthält 30 Flaschen. Posten billiger.
Altbewährte Bezugsquelle
Laboratorium
P. Seifert, Dittersbach No. 1A.
bei Waldenburg (Schlesien).

Wen's juckt,
wer durch Hautjucken zur Verzweiflung gebracht wird, gebrauche sofort **Zucker's Patent-Medizinal-Seife,** D. R. P., ärztlich empfohlen u. tausendfach bewährt, Preis 50 Pfg. (kleine Packung 15 %ig) und Mk. 1,50 (große Packung 35 %ig von stärkster Wirkung).

Wunderbare Erfolge,
bei Hautaffektionen aller Art, Hautjucken, juckenden Hautausschlägen, Flechten, Hautgeschwüren, Furunkeln, Pickeln, Mitessern, Wimmerln, Pusteln, Gesichtsröten, Sommersprossen etc., zumal bei gleichzeitiger Anwendung von **Zuckooh-Crême,** dem herrlichsten u. einzigartigsten aller Hautcrêmes, Preis Mark 2.—, Probetube 75 Pfg., sowie der nach dem gleichen Patent hergestellten **wunderbar mild** wirkend. **Zuckooh-Seife,** Preis 50 Pfg. (kleine Gebrauchspackung) und Mk. 1,50 (**große** Geschenkpackung) werden zahlreich berichtet. Jeder, der bisher vergeblich hoffte, mache einen Versuch. Für die zarte Haut der **Kinder** verwendet die denkende Mutter **Bitumoor-Kinder-Seife,** D. R. P., Preis 50 Pf. und **Bitumoor-Kinder-Crême,** Preis 40 Pfg. Doppeldose 70 Pf., das Beste, Edelste und Reinste für die kindliche Haut. Ueberall zu haben. Wo nicht direkter Versand durch **L. Zucker & Co., Berlin,** Potsdamerstr. 73.
In **Hattingen echt** bei **Otto Wemper,** Obermarkt 13.





Weihnachts-Geschenke

Uhren, Gold-, Silberwaren, Uhrketten,
Kolliers, Ringe, Broschen usw., Hängeuhren, Regulateure u. Wecker
finden Sie in denkbar **grösster Auswahl** und zu den **billigsten** Preisen vor.

Damen- u. Herrenuhren 5.50 Mk. Silberne Herren- u. Damenuhren 10 Mk.

Goldene Damenuhren von **16 Mk.** an u. s. w. bis zu den feinsten u. neuesten Mustern.

Vergüte bei Einkäufen von 20 Mk. an 5 % Rabatt.

Hermann Heiermann, Uhrmacher,

Sprockhövel, Hauptstrasse 19.

Rollmops und Salzheringe,
je eine Dose zusammen 1 Postkolli frei Haus u. Nachnahme von **drei Mark.**
Paul Schlicht,
Berlin - Rosenthal 2.

Flechten
üläss. und trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,
offene Füsse
Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig:
wer bisher vergeblich hoffte
geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten
Rino-Salbe
frei v. Gift u. Säure. Dose Mk. 1.—. Dankschreiben gehen täglich ein.
Nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und mit Firma R. Schubert & Co., Weinböhla.
Fälschungen weise man zurück.
Zu haben in den meisten Apotheken.

Meine Besitzung
(Wohnhaus mit Metzgerei)
in **Oberdahlhausen** (Ruhr) Bez. V Nr. 61, in der Nähe der Zeche Hasenwinkel gelegen, bin ich gesonnen, wegen Krankheit meiner Frau unter günstigen Bedingungen zu verkaufen.
Wilh. Sträling, Metzgermstr.

Bleiben Sie fest

beim Einkaufe von Malzkaffee und bestehen Sie mit Entschiedenheit darauf, nur Kathreiners Malzkaffee zu erhalten. Denn wenn Sie statt des echten „Kathreiner" eine minderwertige Nachahmung nehmen, sind Sie immer geschädigt, weil kein zweiter Malzkaffee den vollen Genusswert des echten „Kathreiner" erreicht. Kathreiners Malzkaffee — nur in geschlossenem Paket in der bekannten Ausstattung mit Bild und Namen des Pfarrers Kneipp und der Firma Kathreiners Malzkaffee-Fabriken erhältlich — zeichnet sich vor sämtlichen Erzeugnissen seiner Art durch kaffeeähnlichen Wohlgeschmack aus. Diesen grossen Vorteil wird sich doch keine Hausfrau entgehen lassen wollen!



kaufen Sie **vorteilhaft** bei
Heinrich Hildebrand,
Volmarstein,
Verlangen Sie meinen Besuch!

Jeder Raucher



probiere unsere billigen, ungeschwefelten, gesunden, wohlbekömmlichen
Rauchtabake.
Umsonst
geben wir zu jedem 9 Pfund-Paket ein Kistchen mit 6 verschiedenen Sorten Cigarren od. eine gute Gesundheitspfeife oder eine fein geschnitzte od. lange Pfeife.
Wir liefern Ihnen direkt:
9 Pfd. gut. **Jägertabak** und Pfeife od. Cigarr. zu M. **4.25**
9 Pfd. **Gesundh.-Kanaster** u. Pfeife od. Cig zu Mk. **5.—**
9 Pfd. **holl. Kanaster** u. Pfeife oder Cigarren zu Mk. **6.50**
9 Pfd. hochf. **Pastorenkanaster** und Pfeife oder ff. Cigarren zu Mk. **7.50.**
Alles portofr. geg. Nachnahme.
Karl Thome & Co.,
Bruchsal 41 in Baden,
Cigarren- und Rauchtabak-Industrie.

Die
Sparkasse zu Nachrodt
verzinst Einlagen mit
4 Prozent.
Einlagen werden auch durch die Post entgegengenommen.

PIANOS
u. Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH Pianinos mit **eingebautem** Klavierspielapparat, Pianolas mit Themodist und Metrostyle, sowie Harmoniums, empfiehlt in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen
Rud. Ibach Sohn
Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrik,
gegr. 1794
Barmen,
Neuerweg 40.
Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses
IBACH

Drei Hausfreunde kenn ich

ganz einziger Art
Wodurch jede Hausfrau viel Geld erspart,
Wodurch ihr gar manches bequem wird und leicht
Wodurch sie gar viel schnell und sicher erreicht.
Der erste, ein Backpulver ist's ohne Fehl,
Es hat reichlich Triebkraft für 1 Pfund Mehl,
Und kostet trotzdem, wie man überall weiss,
Fünf Pfennig nur, aber den halben Preis.
Der zweite, ein Spar-Puddingpulver es ist,
Das schafft uns den Pudding in kürzester Frist
Und was noch bei keinem der Fall ist und war,
Es enthält auch den nötigen Zucker sogar.
Der dritte, Vanillinzucker von praktischem Wert
Hat gleichfalls sich immer aufs Beste bewährt;
Er ist sehr bequem und duftet gar schön,
Ist billig und in jedem Geschäft zu ersteh'n.
Doch wenn Ihr nun gehet und kaufet sie ein,
Vergesst nur den Namen nicht von diesen drei'n,
Denn der Name verbürgt Euch das Gute daran,
Drum nehmt etwas anders als „Reeses" nicht an.

Keine Trunksucht mehr.
Eine Probe von dem wunderbaren Cozapulver wird gratis geschickt.

Kann in Kaffee, Thee, Bier, Wasser, Essen oder Spirituosen gegeben werden, ohne dass der Trinker es zu wissen braucht.

COZAPULVER erzielt die wunderbare Wirkung, dass die Spirituosen dem Trinker widrig vorkommen. **COZAPULVER** wirkt so still und sicher, dass Frau, Schwester oder Tochter ihm dasselbe ohne sein Mitwissen geben kann und ohne dass er zu wissen braucht, was seine Besserung verursacht hat.

COZAPULVER hat Tausende von Familien wieder versöhnt, hat von Schande und Unehre Tausende von Männern gerettet, welche nachher kräftige Mitbürger und tüchtige Geschäftsleute geworden sind. Es hat manchen jungen Mann auf den rechten Weg zum Glück geführt und das Leben vieler Menschen um mehrere Jahre verlängert.

Das Institut, welches das berühmte **echte Cozapulver** besitzt, sendet an diejenigen, die es verlangen, gratis eine Probe und ein Buch mit 1500 Dankschreiben. **Cozapulver** ist als ganz unschädlich garantiert. Korespondenz in deutsch.

(Althea 2,10; Aniseed of Coza 5,42; Baldrian 0,55; Bitterklee 0,13; Bicarbonate de soude 79,10; Cascarillebrinde 2,35; Cinnamon of Coza 4,68, Enzianwurzel 1,98; Rharb 0,44; Cozasüssholz 0,52; Acidum Tartaricum 0,29; Kalmus 1,4.)

COZA INSTITUTE 62, Chancery Lane, London 3029, (England,)
Porto für Briefe: 20 Pfg., für Postkarten: 10 Pfg.

Büro
für Hochbau u. Architektur
C. Miebach,
Architekt, Gerichts- und Societäts-Taxator, Linden (Ruhr).

Gräfl. v. Schweinitz'sche Weingutsverwaltung
seither Gräfl. v. Baudissin'sche Verwaltung **Nierstein a. Rh.** Nr. 961.
bringt zum Versand
ihre hervorragend preiswerte Marke:
Niersteiner Domthal
Probekiste von 12 Fl. M. 15.—
frachtfrei jeder deutschen Eisenbahn-Station geg. Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. **Im Fasse von 30 Liter an bezogen p. Liter M. 1.—.** Fracht ab Nierstein zu Lasten des Empfängers. Bessere Weine und Auslesen auf Verlangen. An gut empfohlene Herren sind Vertretungen zum Verkaufe unserer Weine zu vergeben.

Beabsichtigen Sie
Herde, Oefen oder Waschmaschinen
zu kaufen, so gehen Sie nach der **Friedrichstr.,** da finden Sie die größte Auswahl am Platze bei wohlfeilen Preisen
Für Brautleute besonders günstige Gelegenheit zum Einkauf.
Weiss emaillierte Herde von 62 Mk. an u. höher.
Oefen (Dauerbrenner) in allen Sorten von 12 und 18 Mk. an.
Waschmaschinen, **Schnellwäscher,** schon von 9 Mk. an.
Alte Oefen und **Herde** werden in Tausch genommen und habe solche **stets auf Lager.**
C. Haarhoff, Hattingen, Friedrichstr.



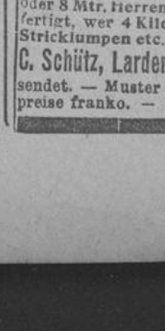
Zum Feste!

Schon jetzt backen!

Spekulatius.

250 g Butter, 250 g Zucker, 2 Eier (Eigelb und Eiweiss) werden gerührt, 500 g Mehl, 1 Päckchen **Dr. Oetker's** Backpulver gemischt, gesiebt und in obige Masse gearbeitet. Der Teig muss so fest sein, dass er sich auf einem Backbrette messerrückendick auseinanderwellen lässt. Man sticht den Teig mit kleinen Blechformen aus und backt auf einem gebutterten Blech knusperig. Es empfiehlt sich, das Gebäck in Blechdosen aufzubewahren, damit es längere Zeit knusperig bleibt.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden **Tabak**
1 Tabakspfeife
umsonst zu 9 Pfd. meln. berühmten **Förstertabak** für 4,25 franko. 9 Pfd. **Pastorentabak** u. Pfeife kosten zus. 5 Mk. frc. 9 Pfd. **Jagd-Canaster** mit Pfeife Mk. 6.50 frc. 9 Pfd. holl. **Canaster** u. Pfeife Mk. 7.50 frc. 9 Pfd. **Frankfurter Canaster** mit Pfeife kos et franko 10 Mk., gegen Nachnahme, bitte angeben, ob nebenst. Gesundheitspfeife oder eine reichgeschn. Holzpfeife oder eine lg. Pfeife erw.
E. Köller, Bruchsal (Baden).
Fabrik. Weltruf.

Herr **Kreisschulinspekt. Eichthorn** schreibt: Mit dem von Ihnen wiederholt bezogenen, staunenswert preiswerten und doch sehr angenehm und mild schmeckenden Rauchtabak bin ich so zufrieden, daß ich Ihre Firma und Ihre durchaus reelle Bedienung immer wieder weiter empfehlen werde, wieich es bereits öfters sehr gerne getan habe.

16 Meter Damenstoff
oder 8 Mtr. Herrenstoffe erhält angefertigt, wer 4 Kilo alte Wollsachen Strickiumpen etc. an die Wollweberei **C. Schütz, Lardenbach** 86 Oberhessen sendet. — Muster und Anfertigungspreise franko. — Vertreter gesucht

Beilage zu Nr. 49.

Wie es vor fünfzig Jahren im Ruhrkohlenreviere aussah.

(Aus eigener Erinnerung.)

Sonnenschein-Winz.

(Nachdruck verboten.)

Was im Strahl der Sonn' erwuchs zu üpp'ger Pracht
und verschüttet ward ins starre Grab der Erde,
wird herausgeholt aus tausendjähr'ger Macht,
daß es wieder uns zu Licht und Wärme werde.

Wenn Chidher, der ewigjunge Wanderer, vor etwa fünfzig Jahren das Ruhrkohlenrevier durchreist hätte und heute schon statt „nach aber fünfhundert Jahren" desselben Weges gefahren käme, er würde sich kaum auskennen, ob der gewaltigen Veränderungen und Umwälzungen, die hier inzwischen stattgefunden haben. In den nachfolgenden Zeilen wollen wir einmal Land und Leute kennen lernen, wie diese „anno dazumal" ausschauten.

Damals hatte die ganze Gegend an der unteren Ruhr ein weitaus anderes Gepräge als heuzutage. Große Wälder bedeckten die bergigen Ufer der klaren, fischreichen Ruhr, die sich wie ein helles Silberband durch fruchtbare Wiesen und Weiden an kleineren Städten und Flecken vorbei in ruhigem Laufe dem Rheine zuwandte. Auf ihrem Rücken trug sie mit Kohlen schwer beladene Nachen, deren Inhalt — etwa 2000 bis 4000 Zentner — in die Magazine an den Ufern des Heimatflusses entleert oder von Ruhrort aus verfrachtet wurden. Im freien Gelände lugte hier und da das Anwesen eines Bauern hervor; hin und wieder erblicke man auch kleine Kotten und einstöckige Mietshäuser, vielfach mit Stroh gedeckt. Geschlossene Dörfer liebten die Nachkommen der alten Sigambrer im allgemeinen nicht, die nach alter Väter Weise ihren „Kohl" bauten, dem Fortschritt abhold waren und des Lebens Ungemach und Kümmernisse auch damals schon vielfach im Alkohol zu vergessen suchten.

Wohl reckte auch damals schon der Märker das Eisen und fuhr der schwarze Kittelmann mit dem schönen Gruße Glückauf in den dunklen Schacht, um „die Kinder der Finsternis" an das helle Licht der Sonne zu fördern, aber es waren Kinderarbeiten, die der zeitige Berg- und Hüttenmann verrichtete gegen die Riesenleistungen unserer modernen Zechen und Fabriken.

Der Kohlenbergbau bestand in hiesiger Gegend anfangs in Stollenbetrieb, das heißt, eine von dem tiefsten Punkte des Grubenfeldes aus horizontal in den Berg zu den Flözen getriebene Strecke, aus welcher die erschrotenen Wasser frei abflossen. Die Gebirgsmassen und Kohlen wurden zuerst mit Schiebkarren zu Tage gefördert, später mittels dreiräderiger Wägelchen, welche auf Dielen liefen, die zur Führung der Räder aufgenagelte Latten trugen. Vierräderige Wagen, auch Förderhunde genannt, kamen erst später auf. Dann gab es bis zur Stollensohle in einem Flöze abgeteufte kleine Förderschächte, aus denen die Kohlen durch Handarbeit mit Haspel und Hanfseil nach oben gezogen wurden. Später wurden Seigerschachte bis zur Stollensohle abgeteuft und aus denselben mittels Göpelwerke, mit einem oder zwei Pferden getrieben, gefördert. Den Koks erzeugte man in rundlichen Oefen, sogenannten Bienenkörben, deren Hohlräume denjenigen unserer gewöhnlichen Backöfen glichen. Hatte die Füllung stattgefunden, so wurde die Oeffnung mit Lehm verschmiert. War der Koks nach einigen Tagen „gar", so zog man ihn mit langen Haken stückweise heraus und löschte ihn ab, indem man aus gewöhnlichen Eimern Wasser über die glühende Masse schüttete. Bei manchen Zechen wurde auch Eisenstein gebrannt. Man füllte denselben, mit Kohlen vermischt, in langen Reihen von etwa 1 Meter Breite und 80 Ztm. Höhe auf und setzte dann das Ganze in Brand. Daß die nähere Umgebung einer solchen Brandhalde wochenlang mit schwefeligen, stickigen Dünsten gefüllt war, leuchtet ein. An unterirdische Maschinen dachte vor fünfzig Jahren niemand, ebensowenig an eine Verwertung der Elektrizität zu bergtechnischen und hüttenmännischen Zwecken. Die Zechenhalden wurden im Dunkeln durch ständig qualmende Feuereimer spärlich erleuchtet.

Ein Steiger verdiente zur Zeit 65—70 Mk., ein Hauer höchstens 50—55 Mk. Ein Zentner Brandkohlen kostete 25 ₰, ein Zentner Magerkohlen 10—12 ₰. Die Tagesförderung einzelner Zechen, die bereits Dampfmaschinen besaßen, stellte sich auf 500—600 Scheffel. Es wurde vielfach mit Zubuße gebaut, auch war in manchen Fällen noch eine sogenannte „Tradde" zu entrichten, die in einem Neuntel der Tagesförderung an den Grundeigentümer abzugeben war, auf dessen Eigentum sich die Zechenanlage befand. Bei der steigenden Kohlenproduktion wurde die Tradde verringert, um endlich durch die neue Gesetzgebung ganz aufgehoben zu werden. Nicht selten mußte im Sommer wöchentlich zweimal gefeiert werden. Ein besonders schweres Los traf den Schlepper. Nur die kräftigsten jungen Burschen konnten zu diesem Zwecke gebraucht werden. Sie hatten ihre volle Kraft einzusetzen, die leeren Wagen die oft recht steilen hölzernen Gleise der Diagonale hinaufzuschieben, da man Bremsbau kaum kannte. Erst allmählich ging man dazu über, flache Eisenschienen auf die hölzernen Gleise zu nageln. Nicht selten aber waren nach wenigen Wochen die Nagelköpfe abgeschlissen; die Wagen sprangen infolgedessen leicht aus der Leitung und mußten mit vieler Mühe wieder eingehoben werden.

Der Hauer füllte daheim seine 25—30 Ztm. langen Strohhalme zur Entzündung der Schüsse mit feinkörnigem Pulver, die obere Oeffnung mit Lack verschließend; die unteren Enden bilden die Halmknoten. Die hohle Hälmerbüchse, einem langen Axtstiele gleichend, war in zwei ungleiche Hälften geteilt. In die größere kamen die Schießhalme, in die kleinere Schwefelfäden, welche man aus etwa 10—12 Ztm. langen Wollfäden, die man in durch Erhitzen flüssig gemachten Schwefel tauchte, herstellte. Bei der Einführung des Halmes in die Zündöffnung des Schusses wurde ein solcher Faden um das etwas hervorstehende Ladende des Halmes gewickelt und darauf vorsichtig angesteckt. Die genannte Büchse auf dem Rücken, in der Hand eine halbrunde, schwebende Lampe mit Rüböl gefüllt, welche oben mit einem Eisenbügel, zierlichem Messingschildchen und Aufhängehaken versehen war, so kletterte der Bergknappe mühsam die steilen Fahrten hinab, um seine Schicht zu verfahren. Die Wetterzirkulation war meistens die natürliche. War dies ausnahmsweise nicht der Fall, so wurde in einem zu Tage gehenden Ueberhauen eingeheizt und so ein Wetterstrom, so gut es eben ging, hergestellt. Halbinvaliden stochten den Wetterofen.

Eine ähnliche Stellung wie unsere Bergrevierbeamten hatten damals die Geschworenen. Sie bestimmten bei Mutungen den Fund des Minerals und nahmen ein Protokoll darüber auf. Darauf fand unter Zuziehung unbeteiligter Zeugen die Begrenzung des Abbaufeldes durch Verlochsteinung statt, welche Arbeit bergamtliche Markscheider ausführten. Es war früher nämlich Sitte, und es geschieht auch wohl heute noch, unter jeden Grenzstein 3, 6 oder 9 Porzellan- oder Glasscherben zu legen. Der Grenzstein eines Bergwerks aber hieß Lochstein; daher die Bezeichnung „Verlochsteinung" statt Grenzfeststellung. Jede Aenderung im Grubenbetriebe bedurfte der Genehmigung der Geschworenen. Sie konnten nach Belieben Bergleute von einer Zeche zur anderen verlegen; nur mit ihrer Zustimmung konnte der Bergarbeiter entlassen werden oder auf einer anderen Grube anfahren. Sie setzten auf die von den Beamten gemeldeten Vergehen entsprechende Strafen fest. Wer in irgend einer Sache amtlich vernommen werden sollte, mußte in Uniform erscheinen. Monatlich hielten die Geschworenen sogenannte Verlesen ab, d. h., die Steiger — Betriebsführer gab es damals noch nicht — hatten in einer bequem gelegenen Wirtschaft zu erscheinen und hier vor dem genannten Aufsichtsbeamten das Steigerjournal zu verlesen, das darauf einer eingehenden Prüfung bezw. Aenderung unterzogen wurde. Schlechte Journalführung konnte mit kleinen Geldstrafen geahndet werden. In diesen Versammlungen wurde auch wohl eine andere Abbaumethode vorgeschrieben, der Lohn der Arbeiter erhöht oder gekürzt, wohl auch ein Wechsel in der Belegschaft der einzelnen Arbeitspunkte angeordnet und dergleichen mehr.

Mit der Ernährung, den Wohnungsverhältnissen und der Schulbildung des Arbeitsmannes war es im allgemeinen schlecht bestellt. Aerztliche Hilfe mußte meist her aus der Stadt geholt werden. Gegen den Würgengel Diphtheritis war man fast wehrlos. Raffte doch diese tückische Krankheit einem Bauersmann im benachbarten Eppendorf seine sämtlichen fünf kräftigen Söhne in einer Woche dahin.

Einen Mark- und Merkstein in der Entwickelung unserer heimischen Industrie bildet die wirtschaftliche Vereinigung des Rheinisch-Westfälischen Bergbaues im Jahre 1858, die Gründung des Vereins für bergbauliche Interessen im Oberbergamtsbezirke Dortmund. Den ersten Anlaß zum Aufblühen von Handel und Gewerbe hatte bereits der Bau der Köln-Mindener Eisenbahn zu anfang der fünfziger Jahre gebracht. Der Hauptaufschwung aber begann erst mit der bahnbrechenden Arbeit der Pioniere auf dem bergbaulichen Gebiete, der verdienten Männer Gerichtsrat Heintzmann, Hugo Haniel und Bergrat von Velsen. Auch der spätere Justizminister Schönstedt und der wackere Vorsitzende des obengenannten Vereins Dr. Natorp sowie der oberste Chef der Bergbehörde Krug von Nidda in Berlin haben ihre hohen Verdienste um die wirtschaftliche Entwickelung des Berg- und Hüttenbaues im Rheinisch-Westfälischen Kohlenlande. Ebenso wurden manche Ausländer bedeutsame Förderer der aufblühenden Industrie; es sei nur an den schaffensfreudigen Engländer Mulvany erinnert. Die Zechen Shamrock, Hibernia, Providence und König Leopold (Dahlbusch) weisen noch heute durch ihre Namen auf ihren Ursprung hin. Das Alte stürzte, es änderten sich die Zeiten, und neues Leben blühte aus den Ruinen. Immer vorwärts schreitet ja der Menschenverstand, macht untertänig sich Wasser und Land, dem Befehle folgend: „Machet euch die Erde untertänig und herrschet über sie!"

Zum Schlusse dieser Ausführungen wollen wir noch einen kurzen Blick auf die Gegenwart werfen. Die Die Gesamtförderung an Kohlen beträgt auf der ganzen Welt jährlich eine Milliarde Tonnen. Dabei marschieren die Vereinigten Staaten mit 370 Millionen Tonnen an der Spitze. Ihnen folgen England mit 250 Mill. Tonnen und Deutschland mit 190 Mill. Tonnen Steinkohlen und Braunkohlen. Frankreich bringt es nur auf 40 Millionen Tonnen pro Jahr. Unser Ruhrkohlenrevier verschickt alljährlich 70 Mill. Tonnen und ist nach dem verstorbenen Geheimen Bergrat Dr. Schultz imstande, 1300 Jahre lang eine Förderziffer von 100 Mill. Tonnen auf den Weltmarkt zu stellen. Im ganzen deutschen Vaterlande aber harren noch 170 Milliarden Tonnen des Abbaues. Dieser Bestand ist der bei weitem größte der ganzen Erde. Eine Kohlennot brauchen also auch Kinder und Kindeskinder noch nicht zu fürchten. Es wird eben noch lange, sehr lange dauern, bis der letzte Wagen aus der ewigen Taufe an das helle Licht der Sonne rollt. Glückauf!

Von dem Siege der preußischen Wachtparade bei Leuthen,

dessen 150. Wiederkehr wir am 5. Dezember feiern, gibt folgendes ein anschauliches Bild. Sehr hübsch ist z. B. ein übles Omen, das dem Grafen Daun geworden sein soll, als er morgens die österreichischen Stellungen abritt. Er hatte einen Bauern mitgenommen, der ihm über das Gelände Auskunft geben sollte. „Und dieser Berg, auf dem wir stehen?" fragte Daun. „Das ist der Berg, Exellenza, von dem unser König in jedem Jahre die Oesterreicher herunterjagt," antwortete naiv der Bauer. Da mochte der Feldmarschall wohl merken, daß man sich hier in das Manöverterrain des Königs hineinoperiert habe. Nach der Schlacht übernachtete der König in dem Schlosse des Barons Mudrach, wo er sein berühmtes: Bon soir, messieurs! sprach. Der Besitzer des Schlosses eilte herbei und wurde von der hungrigen Majestät um etwas Abendbrot gebeten. Alles, was sich beschaffen ließ, war ein Ragout. Der König hatte vierzehn Stunden im Sattel gesessen und kaum etwas genossen. So schmeckte ihm denn das Essen vortrefflich. Als er damit fertig war, sah er seinen Wirt mit großen Augen einen Augenblick fest an und fragte unvermittelt: „Kann Er Pharo spielen?" Baron Mudrach kannte des Königs Abneigung gegen Hazardspiele und stotterte erschrocken: „Früher — in meiner Jugend —", worauf der König rasch antwortete: „Nun, so weiß Er ja, was va banque (auf eine Karte gesetzt) ist. Das hab ich heute gespielt." Und zum General von Driesen, der seinen Glückwunsch darbrachte, sagte er: „Das hat ein Höherer getan." — „Ja", entgegnete der General, „und Ew. Majestät vortreffliche Dispositionen." — „Ach, was will Er mit seinen Dispositionen! Na, es kommt wohl eins zum anderen." Bald sammelten sich die Generale und Stabsoffiziere zur Paroleausgabe im Schloß. Schon auf dem Schlachtfelde hatte Friedrich den Fürsten Moritz von Dessau zum Feldmarschall ernannt. Nun sprach er all den treuen Männern seinen königlichen Dank aus und rief ihnen heiter zu: „Nach einer so getanen Arbeit, meine Herren, ist gut ruhen. Dieser Tag wird den Ruhm Ihres Namens und den der Nation auf die späteste Nachwelt bringen."

Das vornehme Paar.

Seit einigen Tagen wohnte in einem Hotel am Bahnhof in Frankfurt ein feingekleidetes Paar. Er, 45 Jahre alt, sie, eine dunkelblonde Schönheit, 20 Jahre jünger. Als M. Fernandia und Gemahlin trägt man sich ins Fremdenbuch ein. M. Fernandia und Gemahlin begaben sich am Sonnabend mittag in ein anderes erstklassiges Hotel und bezogen die am Tage vorher bestellten Appartements. Um 1 Uhr stellte sich der Juwelier ein mit einem Brillantring im Werte von 5000 Mark. Der Juwelier war sehr pünktlich auf die Minute gekommen. Der Ring fand Gefallen. Er sollte der Gemahlin im Nebenzimmer vorgelegt werden. Das erledigte aber Don Fernandia selbst. Der Juwelier wartete, wartete. Das Warten wurde ihm zuletzt unangenehm lange. Er wagte, das Nebenzimmer zu öffnen und prallte zurück. Im Nebenzimmer war weder Don Fernandia noch Gemahlin. Es war 1½ Uhr. In einem anderen fashionablen Hotel fuhr im Automobil ein elegant gekleideter Herr im Alter von etwa 45 Jahren und eine etwa 25 Jahre alte Dame, die sehr elegant gekleidet war, vor — Don Fernandia und Gemahlin . . . Die Herrschaften bezogen die am Tage vorher bestellten Appartements. Der auf 1½ Uhr bestellte Juwelier wartete bereits, um dem feudalen Paare die gewünschten Ohrringe vorzulegen. Wert: 4800 Mark. Die Schmucksachen wurden von dem noblen Spanier sehr hübsch gefunden. Es wurde die Erwartung ausgesprochen, daß sie auch der im Nebenzimmer befindlichen Gemahlin gefielen. Don Fernandia verschwand im Nebenzimmer und wurde von dem Verkäufer der Ohrringe nicht mehr gesehen, denn die hohen Herrschaften waren in Begleitung des Brillantringes und der schönen Ohrringe abgetöfft. Um zwei Uhr lag der Kriminalpolizei die Anzeige der beiden Betrogenen vor. Das Pärchen war, wie leicht festgestellt werden konnte, mit der Automobildroschke Nr. 38 abgefahren. Als Reiseziel war, wie andere Chauffeure hörten, Wiesbaden angegeben worden. Es wurde also sofort der Wiesbadener Polizei die Weisung, das Frankfurter Automobil Nr. 38 anzuhalten und die Insassen zu verhaften. Die gleiche Anweisung erging an die Polizeibehörden aller benachbarten Städte. Man konnte ja nicht wissen, ob nicht das Pärchen die Route ändern würde. Nach 4 Uhr kam von Wiesbaden die Kunde, daß das Pärchen daselbst verhaftet worden sei. Um drei Uhr waren sie in Wiesbaden angekommen. Den Zug, den sie nach Köln benutzen wollten, ging aber erst nach vier Uhr. Sie ließen sich deshalb in ein Restaurant in der Adalbertstraße fahren, um noch einen Imbiß einzunehmen. Der Chauffeur wurde erst entlohnt, als die Mahlzeit beendet war. Auf der Rückfahrt wurde er am Stadtende von Kriminalbeamten angehalten und nach seinen Fahrgästen befragt. Er gab an, daß die Herrschaften viel Geld bei sich hätten und nach vier Uhr abreisen wollten. Vermutlich seien sie also am Bahnhof. Kurz nach vier Uhr wurde dort das Paar von einem Kriminalbeamten sehr höflich begrüßt und zum Mitgehen eingeladen. Don Fernandia ersuchte in italienischer und dann in französischer Spache sehr energisch „um Aufklärung". Mit sanftem Zwange nötigte man aber die Herrschaften zum Mitgehen. Bei dem Verhör leugneten die beiden und erklärten, in einem erstklassigen Hotel, das sich aber nicht am Bahnhofe befand, logiert zu haben. Eine Durchsuchung der Taschen förderte aber Ring und Ohrringe bald zutage. Auch jetzt leugnete das Paar, das nur französisch sprach. Man fand bei dem Manne Papiere, die auf den Namen Vergara lauteten. Der Name dürfte ebenso „echt" sein, wie der Name Fernandia. Das Pärchen, das natürlich in Haft behalten wurde, wird in den nächsten Tagen nach Frankfurt transportiert werden. An Barmitteln nahm ihnen die Polizei etwa 300 Mark ab. Mehrere wertvolle Ringe und sonstige kostbare Wertsachen fanden sich noch bei der Frau vor. Sie rühren unzweifelhaft von ähnlichen Gaunereien her. Das Paar hat nacheinander in fünf erstklassigen Hotels in Frankfurt a. M. gewohnt.

Ueber eine überaus verwegene Ballonfahrt

des spanischen Kapitäns Kindelan berichtet Rojas in den „Illustrierten Aeronautischen Mitteilungen": Kindelan stieg am 24. Juli 1907 in Valenzia in einem Ballon auf, der nur Lebensmittel für zwei Mahlzeiten enthielt. Für den Fall, daß der Ballon auf das Meer hinausgetrieben werden würde, nahm er noch eine Schwimmweste mit. Als am 25. Juli gegen mittag der Ballon über Palomar stand und gelandet werden sollte, erfaßte ihn plötzlich ein heftiger Windstoß, und er flog aufs Meer hinaus. Kindelan zog die Rettungsweste an, öffnete das Ventil des Ballons, und dieser fiel so schnell, daß sein Korb die Fluten berührte. Der Kapitän warf einen Sack Ballast hinab; dadurch aber wurde der Ballon plötzlich 500 Meter emporgeschnellt und Kindelan mußte die Fahrt fortsetzen, in der Hoffnung, die Balearen oder ein Schiff unterwegs zu erreichen, das ihn retten würde. Gegen 3 Uhr morgens, am 26. Juli, bemerkte er einen Dampfer und rief ihn durch das Sprachrohr an, aber bei dem Getöse des Meeres verstand ihn niemand. Es wurde ein Boot ausgesandt, dessen Bemannung das Schlepptau des Ballon zu fassen versuchte, was aber bei dem starken Winde nicht gelang. So kam es, daß Kindelan in der Dunkelheit Boot und Dampfer ganz aus den Augen verlor. Gegen 5 Uhr morgens sah der Luftschiffer die Insel Ibiza und die Kolumbretes ganz in seiner Nähe. Er befand sich in einer Höhe von 3800 Metern, versuchte aber zu landen; der Wind trieb jedoch den Ballon abermals vor sich her. Gegen Mittag des 26. Juli ließ er den Ballon nochmals fallen, so daß der Korb die Fluten berührte. Er setzte sich in die Gondel, die vom Wind heftig hin und her gerüttelt wurde, und verharrte bis 2 Uhr in einer sehr unbequemen Stellung. Da er es nicht länger so aushielt, da fast der ganze Korb mit Wasser gefüllt war, zog er die Kleider aus und warf sie ins Meer. Infolge der Anstrengung, der Kälte und des Hungers bekam Kindelan heftige Kopfschmerzen und auch Schwindelanfälle. Um sich von diesen zu befreien, tauchte er den Kopf wiederholt ins Wasser. Gegen 5½ Uhr nachmittags sah er nahe der Insel Ibiza einen Dampfer. Er rief ihn wieder mit dem Sprachrohr an, wurde aber nicht gehört. Kindelan packte

nun seine wissenschaftlichen Geräte und den Rest der Lebensmittel ein, sprang aus dem Korbe und versuchte die nicht ferne Küste zu erreichen. Als er etwa 1½ Stunden geschwommen war, sah er ein Schiff, das auf den Ballon zusteuerte. Er schrie aus Leibeskräften, aber man hörte ihn nicht. Er glaubte sich verloren, und in seiner Angst schwamm er, so schnell er nur konnte, auf das Schiff zu. Als er nur noch 500 Meter von ihm entfernt war und noch um Hilfe rief, sah er, daß sich der Dampfer entfernte. Der Mut verließ ihn indes noch immer nicht. Er wollte jetzt wieder nach Ibija zurückschwimmen, aber da hielt das Schiff endlich nochmals an. Man schien also doch gehört zu haben. Es wurden Stimmen laut, und Kindelan konnte in der hereinbrechenden Dunkelheit hören, daß sie in seine Nähe kamen. Vor ihm tauchte ein Boot auf, das ihn an Bord zog. Um Mitternacht landete der Dampfer mit dem gerrteten Kapitän und dem Ballon in Garrucho. Der mutige Mann hatte die Schreckensfahrt ohne jeden körperlichen Schaden überstanden.

Ein rettender Traum.

Ein Gutspächter, namens Jason Creel aus Virginien, war im Jahre 1816 zum Tode verurteilt worden, weil er im Verdacht stand, einen Mitreisenden, mit dem er in einem Zimmer übernachtet, beraubt und getötet zu haben. Er hatte zwar unablässig seine Unschuld beteuert und versichert, die Mordtat müsse während seines Schlafes begangen worden sein, da aber alle Umstände gegen ihn zeugten, ward er, obgleich man das Geld nicht bei ihm fand, verurteilt. Am Tage vor der Urteilsvollstreckung erlaubte man seiner Frau, ihn zu besuchen und Abschied von ihm zu nehmen. Bald war die Stunde der Hinrichtung gekommen. Die Gerichtsbeamten traten in die Zelle, um Creel abzuholen, und da sie ihn schlafend fanden, weckten sie ihn auf. Der Verurteilte erhob sich, wie es schien, in guter Stimmung und sagte, er habe einen recht wunderbaren Traum gehabt.

„Was für einen Traum?" fragte der Richter neugierig.

„Mir träumte," erzählte nun Creel, „daß, während Ihr Herr Richter, mir das Todesurteil auf dem Schaffot vorlaset, plötzlich ein Mann sich durch die Menge drängte und vor uns hintrat, ein Mann mit weißem Hut auf dem Kopfe, in einem grauen Ueberrock, mit starkem grauem Backenbarte. Ein Vogel flatterte über seinem Haupte und schrie: „Das ist Lewis, der Mörder des Reisenden!"

Der Richter und die übrigen Beamten stutzten, hielten eine kurze Beratung und kamen, da Träume damals auch in Amerika noch viel galten, dahin überein, sich sorgsam nach dem bezeichneten Manne mit dem weißen Hute und dem grauen Rocke umzusehen. Die Kerkerpforte ward geöffnet, und Creel ging bleich, aber gefaßt dem Schaffot zu. Kaum hatte er die Stufen erstiegen, als er seine Blicke forschend über die herbeigeströmte Menschenmenge schweifen ließ. Der Richter verlas das Urteil, die Angst des Unglücklichen wuchs, da rief er plötzlich mit weithinschallender Stimme: „Das ist Lewis, der Mörder des Reisenden," und deutete auf einen alten Herrn in grauem Ueberrock und weißem Hut, der unter der zuschauenden Volksmenge stand.

Man bemächtigte sich des Fremden sofort. Anfangs versuchte er zu fliehen, als er aber sah, daß es nutzlos, gestand er die Mordtat ein und berichtete die näheren Umstände derselben, worauf er dem Gericht überliefert wurde. Creel aber ward sofort in Freiheit gesetzt und machte sich eilends davon.

Drei Tage waren vergangen. Creel war verschwunden, so wie er in Freiheit gesetzt worden war, da aber wurden plötzlich die Richter durch das Geständnis des Mannes in dem grauen Rocke, dem weißen Hute und dem gewaltigen Backenbart in eine große Bestürzung versetzt, denn derselbe erklärte jetzt unverhohlen, daß er niemand anders — als die Gattin des Verurteilten sei. Der Rettungsplan war zwischen den beiden Eheleuten in der Abschiedsstunde im Gefängnisse verabredet, und auf so erfolgreiche Weise bewerkstelligt worden. — Die Frau mußte man nach kurzer Haft in Freiheit setzen.

Aus dem Leben eines deutschen Admirals.

„Aus der Werdezeit zweier Marinen" betitelt der der Vize-Admiral z. D. Paschen die fesselnden Erinnerungen aus seiner Dienstzeit in der österreichischen und in der deutschen Marine, die in den nächsten Tagen im Verlage von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erscheinen werden. Das Leben eines Seeoffiziers, wie es sich in den letzten Jahrzehnten gestaltet hat, zieht in diesen Blättern an uns vorüber, besonders reich an interessanten Episoden und Erlebnissen. Daß Paschen unter zwei Flaggen, der österreichischen und der deutschen gedient hat, findet seine Erklärung in den Verhältnissen, die in der Zeit seiner Jugend im deutschen Vaterlande herrschten. Nach sehr harten Schuljahren und nach weiteren Jahren der praktischen Ausbildung, bei deren Schilderung die Zustände in der damaligen österreichischen Marine eine sehr interessante Beleuchtung erfahren, wurde Paschen 1857 Offizier . . . In der Erzählung der Dienstzeit in der österreichischen Marine ragen besonders zwei Episoden hervor, das Seegefecht bei Helgoland gegen die Dänen am 9. Mai 1864 und die Seeschlacht bei Lissa. Sobald der Admiral Tegetthoff am Morgen des 9. Mai die Meldung erhalten hatte, vor Helgoland seien drei Kriegsschiffe, allem Anschein nach dänische, gesehen worden, nahm er Kurs auf die Insel, und gegen Mittag wurden zwei dänische Fregatten und eine Korvette ausgemacht. Die beiden feindlichen Linien näherten sich schnell, und Tegetthoff ließ das Signal machen: „Unsere Armeen haben Siege erfochten, tun wir das gleiche." Vom „Schwarzenberg", auf dem Paschen war, fiel der erste Schuß auf etwa 6000 Meter; seine Wirkung blieb aber zweifelhaft. Es vergingen einige Minuten, bis die Dänen das Feuer auf etwa 3000—3500 Meter erwiderten, anfangs wirkungslos, bis als erster Treffer eine Granate mit verheerender Wirkung einschlug. „Sie traf unter der vorletzten Geschützpforte an Steuerbord achtern, durchschlug die Wand und krepierte auf einem Rad der Lafette, zerschmetterte dieses und streckte die gesamte Bedienung von 14 Mann nieder, teils tot oder verwundet durch Geschoßsplitter, teils schwer verbrannt. Das Geschütz war außer Gefecht gesetzt. Wo blieben die schönen Friedensmanöver, Lafettenwechsel im Gefecht, der Stolz einer wohleinexerzierten Batterie! Das war möglich in den Kämpfen der Segelschiffe, wo längere Pausen derartiges gestatteten, hier aber ging es denn doch zu lebhaft zu." Es blieb ein laufendes Gefecht, in dem der Vorteil auf Seiten der Dänen war, nicht weil sie an sich ruhiger und besser geschossen hätten, sondern weil ihre Geschützzahl überlegen war. Zweimal brach Feuer aus, das aber ohne Unterbrechung des Gefechts gelöscht werden konnte. „Die Verluste mehrten sich nun und mit ihnen das entsetzliche Stöhnen und Jammern der Verwundeten; Hitze und Rauch in der Batterie waren erstickend. Im ganzen hielt sich die Mannschaft ausgezeichnet, doch kamen allerdings auch Fälle von Schwäche vor. So bemerkte ich einen Geschützführer, der sein Geschütz verließ und Schutz zu suchen schien. Als ich ihn dann mit dem Revolver auf seine Pflicht hinwies, sprang er mit einem so ungeheuren Satz an sein Geschütz, daß daß es mich jeden Ernst der Sache augenblicklich vergessen ließ und mir nur ein herzhaftes Lachen abnötigte." Das Gefecht endete damit, daß die Dänen das Schlachtfeld verließen. Aus der Schilderung der Schlacht von Lissa sei hier der Hauptmoment, die Vernichtung des „Re d'Italia" durch das Flaggschiff Tegetthoffs „Erzherzog Ferdinand Max" wiedergegeben: „Die damaligen Schiffe kannten noch keine wasserdichten Abteilungen, und der Untergang des unglücklichen Schiffes mit dem größten Teile seiner Besatzung vollzog sich in der Zeit von nur wenigen Minuten. Hoch anerkennenswert blieb die Haltung dieser Besatzung bis zum letzten Augenblick. Sie unterhielt aus den Marsen ein lebhaftes Gewehrfeuer, das fast allein die Ursache aller Verwundungen auf dem österreichischen Flaggschiff blieb. Infolge des Stoßes, der nach den deutlich sichtbar gebliebenen Spuren auf dem Bug des „Ferdinand Max" dem feindlichen Schiffe eine Oeffnung von 132 Quadratfuß beigebracht haben mußte, hatten sich die in der Eile nur mangelhaft befestigten Panzerplatten über dem Vordersteven etwas geöffnet, sodaß weiteres Rammen ausgeschlossen bleiben mußte, sonst aber waren Schwimm- und Manövrierfähigkeit völlig erhalten." Im Jahre 1867 nahm Paschen dann Abschied aus der österreichischen Marine und trat, einer Aufforderung des Prinzen Adalbert folgend, in die norddeutsche Bundesmarine ein, aus der die jetzige deutsche Marine hervorgegangen ist. Wir verfolgen in seinen Aufzeichnungen ihr Wachstum von den bescheidenen Anfängen an, begleiten ihn auf großen Auslandsreisen, die ihm viele interessante Eindrücke und Begegnungen brachten, und erleben so ein Stück der jüngsten deutschen Geschichte, die Ausdehnung der deutschen Interessenspären, mit. Auch die jüngste Weltmacht Japan tritt in den Gesichtskreis. Paschen erzählt, wie er auf seiner Reise mit der „Leipzig" (1877—1879) nach Yokohama kam und von dem Marineminister Kamamura, der häufig an Bord kam und sich vieles zeigen ließ, auch zu Schießversuchen an Bord des „Fuso", des ersten und damals einzigen Panzerschiffes der heute zu so stattlicher Größe angewachsenen japanischen Flotte, geladen wurde. Die Schießversuche fanden bei Jokotsuka statt, mit welchem Eifer die Mannschaft dabei war. Es bedurfte fast der Gewalt, um sie vom Geschütz während des Abfeuerns fernzuhalten, wenn die Leute den Schuß zu verfolgen und seine Wirkung zu sehen begierig waren. Die Wirkung war bei der Ungeübtheit und wohl auch Unvorsichtigkeit beim Zielen zuweilen unbeabsichtigt, und als ein Haus hinter Jokotsuka plötzlich in Flammen aufging, beeilte sich Kamamura, mich zum Frühstück hinunterzugeleiten und die Uebung abbrechen zu lassen . . ."

Im Nachtgerichtshof.

Der Nachtgerichtshof, dessen Einführung vor einiger Zeit so lebhaft diskutiert wurde, ist nun zur ständigen Einrichtung geworden und Newyork hat sich an die neue Institution mit der gleichen Schnelligkeit gewöhnt, wie an die Nachtzahnärzte, Nachtadvokaten, Nachtgeistlichen und Nachtbankiers. Die Polizeiorgane beginnen die passive Resistenz gegen diesen neuen Gerichtshof aufzugeben, der sie so grausam um ihre schönsten Nebeneinnahmen gebracht hat. Denn vordem hatte bei den Newyorker Schutzleuten sich eine eigenartige, aber immerhin lohnende Praxis herausgebildet: möglichst viel Verhaftungen, meist aus den lächerlichsten Anlässen, wurden vorgenommen, die Arrestanten zur Wache gebracht, und hier harrten ihrer bereits die berufsmäßigen Zeugen, die für 20—40 M. so liebenswürdig waren, sie zu „erkennen", d. h. erklärten, die Verhafteten persönlich zu kennen, worauf diese dann nach Feststellung ihrer Persönlichkeit entlassen wurden. Natürlich zahlen die meisten gern die „Taxe", um so einer Nacht im Arrestlokal zu entgehen. Polizei und Zeugen teilten sich dann den Raub und alles war in schönster Ordnung. Das hat nun freilich ein Ende genommen. Die Polizei hatte ihr Möglichstes getan, den lästigen Nachtgerichtshof, wo alle wegen kleinerer Uebertretungen Arretierten sofort abgeurteilt werden, unmöglich zu machen; im Anfang nahm man soviel Verhaftungen vor, als möglich, um das Gericht mit Arbeit zu überhäufen und so die Undurchführbarkeit des Gedankens zu beweisen. Man hat sich nicht verblüffen lassen, und nach und nach fanden sich die Gesetzeswächter mit dem Unvermeidlichen ab. Statt der 250 Arrestanten, die der böswillige Eifer der Polizeimannen in der Eröffnungsnacht herbeischleppte, erscheinen nun durchschnittlich 75 Sünder vor dem Nachtgerichtshof. Immerhin ist es für den einen Richter ein tüchtiges Pensum, in fünf bis sechs Stunden mit 75 Fällen fertig zu werden. Mit Formalitäten darf er keine Zeit verlieren und in der Tat spielen die Verhandlungen sich mit einer Schnelligkeit und Ungezwungenheit, die einen Europäer perblüffen würden. Im Saale drängen sich in bunter Schar die Verhafteten und die Polizisten, die als Zeugen fungieren. Wirres Stimmengewirr füllt den Raum. Selten erweckt eine elegantere Persönlichkeit besonderes Aufsehen, meist sind es Leute der niederen Stände, die das Mißfallen der Schutzleute erweckt haben, Gesellen aus aller Herren Länder, die des Aufrufs harrend, eifrig die Chancen ihres Falles erörtern. Italienische, ungarische, polnische, russische, jüdische Worte und Aufrufe klingen durcheinander. Oben auf einem Podium der „Brücke" hinter seinem Tische thront der Richter. Sein Platz ist dicht umlagert von Zeugen, Beamten und Reportern. Und während der Richter mit den Zeugen spricht, machen Beamte und Reporter, die ungeniert, sich auf die „Brücke" hinaufarbeiten, ihre Notizen; wie es sich trifft, auf den Richtertisch, oder auf dem Rücken des geduldigen oder ungeduldigen Vormannes. Einer nach dem andern passieren die Arrestanten die Brücke. Sie sehen kaum den Beamten, der die Antwort auf die knappe Frage des Richters: „Schwören Sie auf die Wahrheit Ihrer Aussage?" flüchtig die Hand zum Schwur erhebt. Einige Fragen, einige Antworten, ein Urteil oder eine Vermahnung — der Nächste! . . . Es erscheint ein eleganter Herr. Er hat sein Automobil in wahnsinniger Schnelligkeit durch die Straßen rasen lassen. Einige Worte, dann die Höchststrafe — der Nächste! Eine junge Athletin erscheint mit ihrem Gatten. Die Muskelkünstlerin wurde von dem Schutzmann dabei betroffen, wie sie auf dem Broadway ihren Gemahl mit der Pferdepeitsche verprügelte. Der Fall erregt die Heiterkeit der Umstehenden, nun drängt alles herbei, der Schilderung der kraftvollen Gattin zu lauschen. Sie erklärt die „kleine Züchtigung" mit ihrer Entrüstigung über ihren Gemahl, der ihre kümmerliche Gage beanspruchte, um seinen „Hunger zu stillen". Dann muß sie entdecken, daß der Herr sich heimlich den Luxus eines Dogcarts und eines Pferdes gestattete. Da zog sie den Braven am Kragen vom Bock und mit seiner Peitsche . . . Der Richter lächelt; er sympathisiert wie alle mit der raschen Justiz der Dame. Und er entläßt die beiden, in dem er dem verängstigten Sportliebhaber bedeutet, daß die Prügelstrafe wohlverdient gewesen. . . Dann erscheint ein Mädchen auf der Brücke, die sich dem Laster ergeben. Nach einigen Fragen sagt der Richter: „Bevor ich Sie verurteile, sprechen Sie einmal mit Mrs. Roach, die eine Frau mit gesunden Menschenverstand ist. Vielleicht kann sie Ihnen zu einem ehrlichen Leben verhelfen." Und eine Matrone von würdigem, gutmütigem Aussehen führt das Mädchen in ein Nebenzimmer. Nach einer halben Stunde erscheinen die beiden wieder vor dem Richter. Mrs. Roach erklärt, die Angeklagte sei bereit, eine Stellung als Zimmermädchen mit 28 Mark Wochenlohn, die sie ihr angeboten, anzunehmen. Der Richter erklärt, daß er sein Urteil vertage, so lange sie sich ehrenhaft führe. Das Mädchen wird entlassen. Sie geht mit einem Gesichtsausdruck, in dem Scham und Unzufriedenheit um den Vorrang streiten. Mrs. Roach erzählte einem Besucher von ihrem Wirken. „Ja," meint sie, „immerhin sind es doch einige, wenn auch wenige, bei denen es uns gelingt, sie auf einen besseren Lebenspfad zurückzuführen . . ." Der Richter Cornell ist schon bekannt dafür, daß er stets versucht, so das schlummernde Restchen Gutes zu wecken, das in den Menschen, über die er urteilen soll, noch leben mag. Mehr als einmal mag seine Nachsicht auf Undank gestoßen sein. Aber trotzdem bleibt er seinem Prinzip treu und fast nie fällt er sein Urteil über eines jener Geschöpfe, ehe er sie nicht auf eine Viertelstunde zu Mrs. Roach geschickt hat, die so seine inoffizielle Mitarbeiterin geworden.

Allerlei.

Elftes deutsches Turnfest in Frankfurt a. M. Der Wohnungsausschuß hat schon seit Wochen seine Arbeiten aufgenommen. Er gliedert sich in drei Unterausschüsse, für Bürger-, Massen- und Gasthofsquartiere. Zur genaueren Orientierung hat man die Stadt in 28 Bezirke eingeteilt. Der Voranschlag für die entstehenden Kosten zur Aufnahme so vieler Festgäste läuft mit 80 000 Mark Einnahmen und 100 000 Mark ausgaben aus. Der Preis der Festkarte wurde auf 5 Mark festgesetzt. — Zu der Deutschlandfahrt der nordamerikanischen Turner haben sich bis jetzt 326 Mitglieder angemeldet.

Brückeneinsturz. Bei den Erweiterungsbauten an der Blackfriars-Brücke über der Themse stürzte ein eiserner Schwibbogen ein und riß einen großen Teil des Gerüstes mit sich ins Wasser, wobei 12 Arbeiter in den Strom geschleudert wurden. Alle bis auf 2 sind gerettet; die beiden Vermißten sind jedenfalls umgekommen. 8 Arbeiter wurden schwer verletzt ins Hospital geschafft. Es verlautet, daß der Unfall durch Nachgeben der Stützen verursacht worden ist. Einer der Verletzten ist bereits im Krankenhause gestorben.

Auf der Jagd erschossen. Der Rentner Schlaf wurde bei einem Kesseltreiben im Schweriner Stadtforst durch den Schrotschuß eines anderen Jägers versehentlich erschossen.

Ein Kind verbrannt. In Hochstätten (Pfalz) sind bei einem Zimmerbrande in der Wohnung des Anstreichers Kreischer von zwei Kindern, die sich dort allein befanden, ein zweijähriges Mädchen erstickt, während es mit großer Mühe gelang, den 3½ jährigen Knaben ins Leben zurückzurufen.

Zwei Arbeiterinnen verschüttet. Kurz vor Arbeitsschluß wurden zwei bei dem Bahnbau der Strecke Hoyerswerda-Spremberg mit dem Beladen von Lowries am Nittagschen Sandberge beschäftigte Arbeiterinnen im Alter von 19 und 33 Jahren durch nachstürzende Sandmassen verschüttet worden. Trotz angestrengtester Bemühungen konnten sie nur tot geborgen werden.

Kesselexplosion. In Bilbao (Spanien) wurden durch eine Dampfkesselexplosion auf der dortigen Werft zwei Arbeiter getötet und sieben schwer verletzt.

als der junge Jurist sich für das Notariat vorbereitete und in seinen zahlreichen Mußestunden Artikel für die Oppositionsblätter schrieb: in diesen Artikeln hatte Peytel, wie so viele andere, dem König den Spottnamen „Birne“ gegeben und zuletzt sogar unter dem Titel „Physiologie einer Birne“ eine boshafte Satire veröffentlicht. Nach dem Examen ließ sich der Notar in Bourg nieder und heiratete dort eine reiche Kreolin, die das Gegenteil von schön war und einen geradezu unausstehlichen Charakter hatte; der Hochzeit wohnte unter anderen auch Lamartine bei. In einer stürmischen Nacht wurde auf der nach Bourg führenden Landstraße ein Hufschmied durch ein heftiges Pochen geweckt; er öffnete die Haustür und stand einem Manne gegenüber, der sich in größter Aufregung befand und um Aufnahme bat: vor wenigen Minuten, erzählte er, habe ihm sein Diener die Frau getötet, und er habe dann in grenzenloser Wut den Diener niedergeschlagen. Der Mann war Peytel. Als sich die Kunde von der Tragödie verbreitete, begannen sofort alle, die die häufigen Streitigkeiten zwischen Peytel und seiner Frau gekannt hatten, den Notar des Doppelmordes zu bezichtigen; Peytel wurde verhaftet, vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt, obwohl sichere Beweise gegen ihn nicht vorlagen. Nun mischte sich Balzac ein und machte mit dem berühmten Karikaturisten Gavarni, der gleichfalls von Peytels Unschuld überzeugt war, eine Reise nach Bourg: er sammelte zahlreiche Dokumente, die für Peytel sprachen, und veröffentlichte seine bereits erwähnte hinreißende Verteidigung des Verurteilten. Der Kassationshof bestätigte jedoch das Urteil. Balzac gab sich noch nicht zufrieden, und Gavarni schrieb einen Brief an den König, in welchem er um Gnade für Peytel bat; der König aber war angeblich von der Schuld des Notars fest überzeugt, und die „Affäre Peytel“ endete auf der Guillotine. Böse Menschen, und vielleicht nicht nur böse, behaupteten, daß der unglückliche Notar seine Scherze über die „Königsbirne“ teuer bezahlt habe. Balzac konnte sich noch lange Zeit nicht beruhigen und war fest überzeugt, daß an Peytel ein schweres Justizverbrechen begangen worden war.

*



Nachtwächter und Dichter. Aus London wird berichtet: Die englische Hauptstadt beherbergt mancherlei Dichter, darunter auch manche seltsame Erscheinung; aber die merkwürdigste Persönlichkeit darunter ist wohl Daniel Scanlan Fitzgerald, ein Ire. Seine Muse ist außerordentlich fruchtbar; er hat in den letzten zwanzig Jahren zahlreiche Dichtungen geschrieben, zusammen mehr denn 50 000 Verse, die freilich sämtlich unveröffentlicht sind. Seine Verse sind alle in stillen Nachtstunden gedichtet, wenn er als Nachtwächter bei den Bauten einer Londoner Untergrundbahn seinen Dienst hat. Auch jetzt noch würde der unverdrossene Dichter weiter in der Vergessenheit dahingelebt haben, wenn er nicht etwas von Andrew Carnegie gehört hätte, der ihm als Wohltäter der Menschheit auch für ihn der ersehnte Helfer zu sein schien. Er wandte sich mit seinen dickleibigen Manuskripten an ein Londoner Blatt, um etwas Genaueres über Carnegie zu erfahren, und dieses griff diesen ungewöhnlichen Fall mit Freuden auf. So sieht er sich wenigstens zunächst einmal gedruckt.

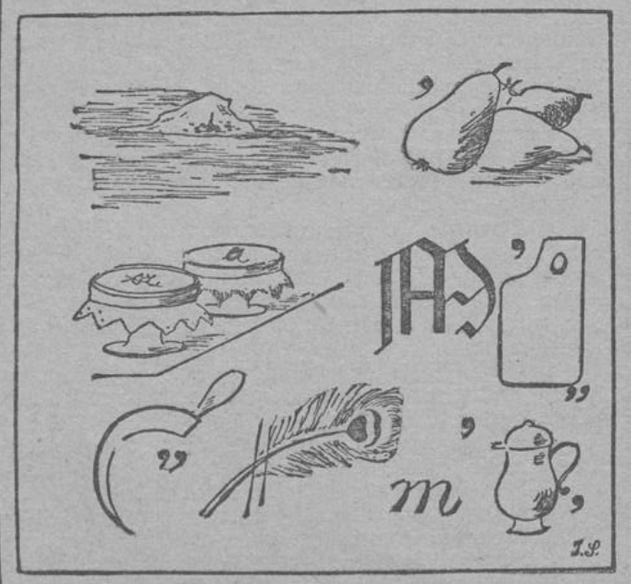


Der Trick des Bilderhändlers. Auf eine sehr sinnreiche Methode hat ein Pariser Bilderhändler jüngst für ein Bild Reklame zu machen gewußt. Er hatte in Bordeaux bei einer angesehenen Familie ein sehr schönes Bild eines bekannten Malers entdeckt, dessen Authentizität außer Frage stand, und dafür 10 000 Fr. gezahlt. Sehr erstaunt waren aber die Verkäufer des Bildes, als sie nach einiger Zeit die gerichtliche Zustellung einer Klage erhielten. Der Kunsthändler hatte sie beschuldigt, ihm ein falsches Bild verkauft zu haben. Bei der Gerichtsverhandlung stellte es sich heraus, daß das Bild echt sei, und der Händler verlor seinen Prozeß. Aber das hatte er gerade gewollt, denn durch die Gerichtsverhandlung war das Bild bekannt geworden, hatte die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich gezogen und konnte nun sofort für 80 000 Fr. verkauft werden.

Humor.

Das Schönheitsmittel. Eine Dame hatte ein sonst recht gutes Mädchen, das aber etwas an Wasserscheu litt und das Waschen für eine ziemlich überflüssige Beschäftigung hielt. Alle Anspielungen prallten an ihr ab, da hatte die Dame einen guten Gedanken. „Martha,“ sagte sie, „ich habe mir erzählen lassen, wenn man sich jeden Tag das Gesicht in warmem Seifenwasser wäscht, soll man schön davon werden.“ — „Was Sie sagen, gnä' Frau,“ erwiderte Martha, „da wundert mich's nur, daß Sie's nicht versuchen!“

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

*

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Nummer 49.

Ein Jahr des Glücks.

Novelle von Maria Hellmuth.

[2. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Und nun ist ihr erster Gedanke: Wie herrlich müßte es erst sein, hier zu zweien zu sitzen — eng aneinandergeschmiegt — Herz an Herz — leise Koseworte tauschend. — Sie berauscht sich förmlich an dieser Vorstellung. Wie der Gläubige auf eine Gnadenbotschaft, so hofft sie auf eine solche Stunde, obgleich er ihr bisher durch kein Wort angedeutet, daß er ihr ein wärmeres Interesse entgegenbringe. Nur seine Augen fixieren sie zuweilen so eigentümlich, und sie deutet dies nur zu gern nach eigenen Wünschen.

„Er klappert mit den Augen, wie ein kokettes Frauenzimmer,“ hat Nanni neulich gesagt, Nanni, die natürlich keine Gelegenheit versäumt, ihn herabzusetzen.

Jetzt weiß sie, aus welchem Grunde.

Arme Nanni! Immerhin war die Schwester Ilse glücklicher. Ein Jahr schrankenlosen Glückes und dann vergehen, wie eine Blume — beneidenswertes Los! —

Die Schwüle, — die Stille, die sie umgibt, nur von dem leisen Glucksen des Wassers, dem Wispern in den beweglichen Zweigen der Weide unterbrochen, wirken einschläfernd.

Hettas Köpfchen neigt sich seitwärts, ihr waches Träumen geht in einen wohligen Halbschlaf über.

Da ist es ihr auf einmal, als fühle sie ein heißes Augenpaar auf ihrem Antlitz brennen. Sie versucht sich aufzurichten, doch noch hält sie die Müdigkeit in ihrem Bann. Und dies Ankämpfen dagegen zaubert ein holdbefangenes Lächeln über ihre Züge. Jetzt öffnen sich die Augen — zaghaft zuerst, dann in aufstrahlendem Entzücken.

Träumt sie noch? Ihr Blick begegnet einem andern — Mr. Woods. —

Er hat den schmalen Uferweg zum Heimgehen benutzt und den Saum eines blaßroten Kleides unter dem Gebüsch hervorlugen sehen. Vorsichtig ist er näher geschlichen, um nun, wie gebannt, auf das sich ihm darbietende Bild zu schauen.

Wie ein verkörpertes deutsches Märchen! —

Die zierliche Mädchengestalt im rosenroten Kleide, von grünem Gerank umrahmt. Ein vereinzelter Sonnenstrahl, der sich durch die Blätter stiehlt, streut Goldfunken in das lichtblonde Haar. Die tiefroten Lippen sind leicht geöffnet, und das Lächeln, welches sie umspielt, scheint ein sehnsüchtiges Verlangen auszudrücken.

Mr. Wood hat Hetta Rackow wohl hübsch gefunden, doch gar so scheu und zurückhaltend, das ist nicht sein Fall, — daß sie aber so entzückend schön sei, — — — so — ah, so begehrenswert — — — er muß an sich halten und preßt seine Hände zu Fäusten, um nicht vorzustürzen und diese Purpurlippen mit einem Kuß zu schließen. Und das winzige Füßchen, das sich da vorwitzig unter dem Kleidersaum vorstreckt! Die Versuchung ist für Frank Wood mit seinem heißblütigen Naturell sehr groß, doch er steht unbeweglich. Es ist nicht allein der Gedanke: Miß Rackow — Schützling des Chefs! der ihn zurückhält, es liegt auch ein Hauch keuscher Reinheit über dieser jungen Mädchenknospe, der jede unlautere Regung zurücktreten läßt. Aber seine Blicke scheinen die Macht zu haben, die holde Schläferin zu erwecken. Sekundenlang wurzeln die beiden Augenpaare ineinander, dann flutet dunkle Glut über Antlitz und Nacken des jungen Mädchens.

Sie schnellt empor und steht nun da mit hochatmender Brust, in unbeschreiblicher Verwirrung die Augen zu Boden senkend.

„O, Mr. Wood! Wo kommen Sie her?“ stammelt sie und streicht an ihrem zerknitterten Kleide herunter. „Die Schwüle, — die Stille — ach, ich glaube gar, ich habe ein wenig geschlafen.“

Mit scheuem Aufblick heben sich die dunklen Wimpern, die die blauen Augen fast schwarz erscheinen lassen und einen so pikanten Kontrast zu dem lichtblonden Haar bilden, doch schnell sinken sie wieder herab vor den blitzenden Augen ihr gegenüber, die eine zu deutliche Bewunderung verraten.

Und dabei möchte Hetta keinen Blick von ihm wenden, wie er vor ihr steht in seiner kraftvollen Männlichkeit: Schön — keck und siegesbewußt.

Nicht im Einklang damit ist der gedämpfte einschmeichelnde Tonfall seines Organs, als er jetzt endlich sein schweigendes Anschauen aufgibt.

„Es ist mir ein serr großen Smerz, Miß Rackow, daß ich Ihnen habe gestört,“ sagte er. „Ich wollen erst oben gehen, aberr es ist gewesen ein serr gutte Gedanke hier an Fluß. O, wie serr gutt! Habe ich doch gesehen ein Bild — ein Bild — wie kann ich nur sagen — wie deutsche Märchen. Aberr Miß sind doch nicht erzürnt, daß ich habe den Schlummer geweckt?“

Hetta schüttelt eifrig das Köpfchen.

„Nein, o nein!“ — Ach, was hat sie ihm alles sagen wollen, wenn der Zufall sie einmal außerhalb des Geschäftes zusammenführt, und nun doch wieder diese lächerlich dumme Befangenheit.

„Ich hatte Gelegenheit, Sie zu bewundern, wie Sie das Kind aus dem Wasser retteten,“ beginnt sie

nun hastig. Wenn er doch nur nicht gleich wieder fortgehen möchte!

Er wehrt lachend ab. „O, nicht sprecken von die kleine Sache. Kam grade von Training, plumps — Baby über Bord, beinah in mein Skuller. Aber wollen Miß Rackow nicht wieder — einnehmen den sönen Platz und mir erlauben auch — — —?"

Hettas Herz klopft zum Zerspringen. Was sie geträumt, wird Wirklichkeit.

Mit verschämtem Lächeln läßt sie sich auf der Kante des Steines nieder, einen zweiten Platz freilassend. Aber nein, das geht doch nicht! Und schnell breitet sie ihr Kleid über den ganzen Sitz, zugleich mit neckischer Handbewegung auf das Gras neben sich deutend.

„Thank you!" Er hat sich zu ihren Füßen gelagert und schaut von unten herauf in ihr Gesicht. Das macht sie aufs neue sehr verlegen. Sie weicht seinem Blick aus. Da fällt ihr der weiße Flanellanzug auf, den er trägt. O, Mr. Wood, Sie wollten zu einer Tennispartie, nicht wahr?"

Er nickt gleichmütig. „Macht nix. — Hier ist es sehr herrlich und da bleibe ich."

Das charakterisiert so ganz Frank Wood: Hier ist es schön und da bleibe ich! Aber Hetta empfindet die Schmeichelei darin, die ihrer Person gilt, sehr beglückend, und auch ein wenig Schadenfreude läuft mit unter. Mag Hilde Dallwitz mit ihrer Gesellschaft vergebens warten. Diese Hilde, die sich so viel auf ihre Eroberung einbildet und ganz laut damit prahlt.

Sie fängt nun von der bevorstehenden Ruderregatta zu sprechen an; ob ihn das stundenlange Rudern, neben dem Dienst in der Fabrik, nicht ermüde.

Er lacht und streckt seine Arme. „Well! Bis Uhr drei in Fabrik, weiter: sechs Meilen rudern, — jetzt Lawn-Tennisschlagen, zuletzt noch tanzen, bin ich noch nicht müde."

Und als er ihren bewundernden Blick bemerkt, fügt er hinzu, daß sich in den Bergen Schottlands keine Schwächlinge entwickelten.

Sie sieht ihn fragend an: „Schottland?" Ja, das wäre seine eigentliche Heimat, nur der Vater Engländer gewesen, aber früh gestorben und er mit der Mutter wieder nach Schottland gekommen.

„Aber sprecken wir davon nicht," sagt er nun, und ein Schatten legt sich über die bis dahin strahlende Miene seines Gesichts. „Das Hochland ist serr sön, aberr die Menschen hier besser sind. Alle serr gut." Nun lacht er schon wieder und erzählt, daß seine Wirtin, Mrs. Schulz, ihm zu jedem Rudern einen „Stuhl" aufdrängt. Hetta ist erstaunt und findet die Idee absurd. Ein Stuhl sei doch unbequem; — was er damit tue?

„Aufessen!"

Sie ist völlig verblüfft. Endlich nach längerer Debatte, wie er ihr immer wieder einen „Klappstuhl, der mitButter gestrichen sei," beschreibt, kommt ihr die Erleuchtung, daß er eine Klapp„stulle" meint, und sie lacht, bis ihr die Tränen in die Augen schießen. Er findet ihr Lachen reizend, und wie sie ihm das Mißverständnis erklärt, ist auch seine Heiterkeit groß.

So geht die Unterhaltung noch eine Weile hin.

Hettas Befangenheit ist vollständig geschwunden; sie plaudert wie mit einem alten Bekannten. Er hat etwas unendlich Treuherziges in seinem Wesen, und es ist ihr unmöglich zu glauben, er könne kein gutes Herz besitzen.

Als sie dann auch von den lebenden Bildern — er sagt beharrlich „lebendige Bilder" — sprechen, die an dem Festabend gestellt werden sollen, erkundigt er sich sehr interessiert, in welchem Bilde Hetta mitwirke.

Sie sei noch nicht fest entschlossen, doch ganz ausschließen könne sie sich nicht, — Nanni Brandt plane die „Lorelei" für sie.

„Ah, ist das nicht —? Ich habe gesehen das Bild, auch gehört das Lied singen," entgegnet er lebhaft. Er summt die Melodie vor sich hin. „Well, Miß Rackow, ich habe auch nicht gern wollen, jetzt aber will ich. Wenn Sie sind Lurley, will ich sein der Schiffer im Boot."

Hetta erglüht. Sie erwidert nichts, nur ihre leuchtenden Augen verraten, wie gern ihm sein Wunsch gewährt wird.

In diesem Augenblick hebt die Fabrikuhr zu weithin vernehmbaren Schlägen an.

Hetta springt erschrocken auf. „Schon sieben Uhr, ich muß nach Hause."

„O, warum müssen Sie?" fragt er ganz traurig. „Aber Sie werden wiederkommen hier an die söne Stelle morgen und alle Tage? Sprecken Sie yes — o, ich bitte serr."

Und Hetta will nein sagen, neigt aber, wie unter einem unwiderstehlichen Zwange stehend, bejahend den Kopf.

„Thank you!" Er erfaßt ihre Hand und führt sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. Als er das leise Beben der schlanken Finger spürt, blitzt es für die Dauer einer Sekunde triumphierend in seinen Augen auf.

Also auch sie, die ihm bisher so kalt und zurückhaltend erschienen. Doch sie ist gar reizend und lieblich!

„Miß Rackow, ich möchte macken eine Bitte: Ich hole ein Boot und rudere Ihnen heim."

Hetta sieht ihn ganz erschrocken an und schüttelt den Kopf. „Unmöglich!"

Aber er kann so treuherzig bitten, seine Stimme klingt so schmeichelnd, und das Verlangen, noch länger seine Gesellschaft zu genießen, kämpft mit dem Ueberlegen, „was man zu solch einer Bootsfahrt sagen könne."

„Sie wollten doch zu einer Tennispartie," weicht sie aus.

„No — nicht mehr!" sagt er mit einer wegwerfenden Handbewegung.

„Halten Sie immer so wenig auf Ihre Versprechungen?"

Er schaut sie ernsthaft an. „Da kommt es erst auf an, wem man etwas zugesagt hat," entgegnete er mit starker Betonung.

„Ah, so wenig gilt ihm also Hilde Dallwitz!" jubelte sie in ihrem Innern.

Und zehn Minuten später sitzt sie ihm gegenüber in einem Boot, das wie ein Pfeil durch die, wie flüssiges Gold im Abendschein leuchtende Flut schießt.

Sie schweigen jetzt beide. Er hat seine Aufmerksamkeit auf den Kurs gerichtet, und sie schaut unter halbgesenkten Lidern unverwandt zu ihm hinüber. Sie studiert jeden Zug des edelgeschnittenen, sonnengebräunten Gesichtes, die leuchtend dunklen Augen und den kleinen schwarzen Schnurrbart über fast frauenhaft roten Lippen, und sie glaubt nie ein schöneres Männerantlitz gesehen zu haben.

Ach, immer so weiter gleiten, nichts fühlen, als seine Nähe, — nur weiter, immer weiter bis dorthin, wo die Sonne soeben purpurn untertaucht — hin in die goldene Unendlichkeit.

„O, wie ist so eine Wasserfahrt herrlich!" sagt sie, unwillkürlich ihrem Empfinden Worte leihend.

„Ja serr herrlich! Können Sie auch rudern?"

„Ein wenig — — —"

„O, Sie müssen serr gutt lernen. Wenn die Regatta vorüber ist, gebe ich Unterricht, jeden Tag eine Stunde."

„Wenn Sie nach der Regatta noch daran denken," lächelt Hetta.

„O Miß! Halten Sie, ich bitte, einmal die Ruder." Sie erfüllt, etwas befremdet, seinen Wunsch.

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Wer sich am Süßen der Liebe will laben,
Ohne das Bittre genossen zu haben,
Will im Tempel zu Mekka ruhn,
Ohne das Pilgerkleid anzutun.

Rückert.

*

Ein Abenteuer in dem unbewohnten Hause.

Dem Englischen nacherzählt von
Johannes Bernhard.

(Nachdruck verboten.)

„Ein angenehmes Leben, Bill, nicht wahr?" sagte Garron. „Wir leben hier in diesem Spukhause wie die Millionäre in Neuyork. Einen ganzen Monat haben wir hier nun schon gewohnt und immer hatten wir gute Tage. Seit unserem letzten Besuch im Pfarrhof vor vierzehn Tagen haben wir ja Ferien gehabt und uns nicht weiter angestrengt. Nach unserer heutigen Arbeit können wir ruhig wieder eine längere Pause machen. Es ist doch ein schönes Ding, so von der Dummheit anderer zu leben."

Garron nahm die Pfeife aus dem Munde und lachte laut auf. Dann wandte er sich heftig an das kleine Mädchen und fuhr sie roh an: „Was brüllst du denn so? Willst du deinen Mund halten! Frau' dich, daß du einen so reichen Vater hast, der dich zurückkaufen kann."

Ich fühlte, wie das Blut mir förmlich in den Adern kochte, und hatte die größte Mühe, um meine Heftigkeit zu zügeln. Ich konnte ja die Tür öffnen und ihn niederschießen, fürchtete mich aber, daß ich vorbeischießen würde, und sie waren zwei gegen einen.

Die kleine Minnie rief laut um Hilfe. Der Schurke legte aber mit einem Eide seine Hand auf ihren Mund und zwang sie zur Ruhe. Dann kauerte sie wieder still auf den Boden nieder und blickte ihn mit großen, furchtsamen Augen an.

Das Essen war jetzt fertig, und Bob Garron setzte sich an die Mahlzeit. Während derselben wurden sie sich darüber schlüssig, daß Jarrow zweitausend Dollars bar zahlen sollte. Der eine von ihnen sollte nach Chicago reisen und von dort aus an Jarrow schreiben, daß das Mädchen sich dort befände, und ihm die Bedingungen mitteilen, unter welchen die Auslieferung erfolgen könnte.

Der Zug nach Chicago ging sehr früh am nächsten Morgen, weshalb Bob Garron sich verabschiedete und sich auf den Weg machte, um rechtzeitig die Bahnstation zu erreichen.

Bill machte es sich jetzt bequem und zündete sich von neuem seine Pfeife an, nachdem er sich vorher davon überzeugt hatte, daß alle Türen verschlossen waren. Die kleine Minnie lag jetzt still in ihrer Ecke. Sie hatte so lange geweint, bis sie vor Müdigkeit eingeschlafen war.

Als die Pfeife ausgeraucht war, trat Bill an sie heran, schüttelte sie hart am Arm und fuhr sie mit seiner groben Stimme an:

„So, jetzt steh auf und komm mit mir nach oben. Dort kannst du weiterschlafen."

„Laß mich hier liegen bleiben!" bat das Kind.

Er hob sie auf und nahm sie an der Hand. Die Blendlaterne hielt er in der anderen Hand. In demselben Augenblick, als er das Kind losließ, um die Tür zu öffnen und die Treppe hinaufzusteigen, öffnete ich mit großer Vorsicht die Tür zu meinem Versteck. Er hörte mich aber trotzdem und wandte sich plötzlich um. Mit Blitzeseile richtete ich meinen Revolver gegen seinen Kopf.

„Rühr' dich nicht von der Stelle, Bill!" rief ich. „Eine einzige Bewegung, und du bist ein Kind des Todes!"

Der Schurke stieß einen wilden Eid aus.

„Setz' die Laterne auf den Tisch!" kommandierte ich, und er tat, was ich sagte.

„Setz' dich auf den Stuhl!" rief ich.

Er zögerte. Eine Kugel sauste an seinem Kopfe vorbei, und zähneknirschend setzte er sich hin.

„Hände auf die Knie!"

Ich fürchtete, daß er seinen Revolver herausziehen würde. Die kleine Minnie stand da und blickte uns mit offenem Munde an. Das Kind war starr vor Schreck.

Plötzlich klärte sich ihr Gesicht auf.

„Mr. Gordon!" rief sie und eilte auf mich zu. „Wie ich mich freue, daß Sie gekommen sind!"

Sie schmiegte sich eng an mich an.

„Du mußt jetzt ganz still sein, Minnie," sagte ich freundlich zu ihr, „dann kommen wir auch schnell wieder nach Hause."

Ich stellte mich vor den Schurken, während ich den Revolver fortwährend gegen seinen Kopf richtete.

„Sie sind natürlich einer dieser verwünschten Detektivs!?" rief Bill aus. „Wohl aus Chicago?"

Ich nickte.

„Wohl Gordon von Pinkerdon?"

Ich nickte wieder.

„Sie scheinen kein Mann von vielen Worten zu sein," meinte er mit einem wütenden Blick.

„Halten Sie Ihren Mund und tun Sie, was ich Ihnen sage," antwortete ich ganz entschieden. „Arme in die Höhe, damit ich Ihre Taschen untersuchen kann!"

Ich fand zwei Revolver, ein langes Messer und einen kleinen mit Blei gefüllten Beutel, die ich meinem Gegner abnahm. Nachdem ich dies alles in Sicherheit gebracht hatte, öffnete er auf meinen Befehl die Haustür und ging einige Schritte voraus. Es hatte längst aufgehört zu schneien, und es war schönes Wetter mit klarem Mondschein geworden. Der Schnee lag sehr hoch, und Bill hatte eine anstrengende Arbeit, während er voranschritt und uns den Weg bahnte. Minnie trug ich auf dem Arm, und der Revolver drohte ständig meinem Gefangenen.

Um 4 Uhr erreichten wir Jarrows Farm. Ich schlug Lärm und Jarrow öffnete selbst die Pforte. Er sah blaß und verzweifelt aus. Seit dem Abend hatte er vergebens nach seinem Töchterlein gesucht. Mit einem Ausruf der Freude und des Erstaunens schloß er sie in seine Arme.

*

Gestern und Heute.

Französische „Rettungen". Seit Voltaire scheinen die großen französischen Schriftsteller ausersehen zu sein, sich eines Verurteilten anzunehmen und seine Rettung zu versuchen. Voltaire rettete Calas, Benjamin Constant rettete Regnault, und Zola trug viel zur Rettung des Hauptmanns Dreyfus bei. Nur einem Schriftsteller, dem größten von allen — Balzac —, gelang es nicht, den Notar Peytel dem Galgen zu entreißen, obwohl er ihr (es war zur Regierungszeit des „Bürgerkönigs" Ludwig Philipp) in mehreren im „Siècle" erschienenen Artikeln in geradezu glänzender Weise verteidigte. Balzac hatte Peytel in Paris kennen gelernt,